

# DIE WELTWOCH

ANZEIGE



## Er schlägt sie alle

Der meistverkaufte  
Plug-in-Hybrid der Schweiz

## Ein Meister in Nachhaltigkeit

Effizienter 4x4-Elektroantrieb, fährt 54km rein elektrisch

## Alles ausser gewöhnlich

Spitzenklasse bei Ausstattung, Technik, Komfort & Design

## KOMFORTABLE DETAILS

Grosses Schiebedach, edle Leder-  
ausstattung und beheizbares Lenkrad



## AUSSERGEWÖHNLICHE SERIENAUSSTATTUNG

Wie elektrische Warmwasser-  
Standheizung oder LED-Scheinwerfer

## UNKOMPLIZIERTES REISEN

Mehr als 800km Gesamtreichweite;  
54km Reichweite im Elektrobetrieb

## ELECTRIC & MORE

Permanenter Allrad-Elektroantrieb  
mit 224 PS Systemleistung

# MITSUBISHI OUTLANDER PHEV



**MITSUBISHI  
MOTORS**

Drive your Ambition

**54** km rein elektrische Reichweite | **1.8** l/100 km | **40** g/km CO<sub>2</sub> | **A** Energieeffizienz | **39'900** CHF\*

\*PHEV Value 4x4, CHF 39'900.- inkl. MWST. Abb. PHEV Style 4x4, Systemleistung 224 PS, CHF 45'900.- inkl. MWST. NEFZ2 Labor Norm-Energieverbrauch Strom 14.8kWh/100km (Benzinäquivalent 3.3l/100km), NEFZ2 Labor Normverbrauch Benzin bei voller Batterie (67% Elektro, 33% Benzin) 1.8l/100km, NEFZ2 CO<sub>2</sub> 40g/km, Kat. A, Hybrid-Normverbrauch bei leerer Batterie 5.2l/100km, CO<sub>2</sub>-Emissionen aus der Treibstoffbereitstellung: 30g/km, CO<sub>2</sub>-Durchschnitt aller verkauften Neuwagen CH: 137g/km. 54km (NEFZ) rein elektrische Reichweite oder mehr als 800km Gesamtreichweite (unter optimalen Fahrbedingungen).

**Ethik-Professor Rhonheimer: Hört nicht auf die Klimapopulisten!**

Nummer 15 – 11. April 2019 – 87. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCH



## **Rechts reden, links leben**

Meine Überlebensstrategie in der grün-roten Kampfzone.

*Von Rico Bandle*

## **Sterbehilfe? Nein danke!**

Die Schweiz und ihr fragwürdiger Todes- und Tötungskult.

*Von Matthias Ackeret*

## **Deutschland schafft seine Wirtschaft ab**

Es geht abwärts: der Leichtsinn der Politiker. *Von Beat Gygi*

**Jacqueline Badran:**  
Holt euch, was  
euch gehört!

# Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.



## Ein wichtiger Teil von SWISS: Sunrise.

Die Fluggesellschaft der Schweiz setzt auch bei der Kommunikation auf beste Schweizer Qualität. Darum telefonieren und surfen rund 1500 Mitarbeitende von SWISS mit dem überragenden Netz von Sunrise. Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf [sunrise.ch/business](https://sunrise.ch/business)

**FIRST  
ON 5G**

Viel zu reden gab die erste von zwölf Kolumnen des chinesischen Botschafters in der letzten *Weltwoche*. Einige Leser waren gar nicht erfreut, dass hier ein Exponent Pekings seine Sicht der Dinge, und erst noch anhand des Aufregerthemas Tibet, ausbreiten konnte. Wir drucken in dieser Ausgabe eine Replik und mehrere kritische Leserbriefe ab. Gleichzeitig unterstreichen wir die Notwendigkeit der anderen, der chinesischen Sicht. Es zeichnet die Schweiz und die *Weltwoche* aus, dass hier eine Vielfalt von fundierten Meinungen möglich ist. Und es bleibt unser Anliegen, dass gerade in diesen Zeiten, in denen China-Bashing auf allen Kanälen fast als Pflicht erscheint, die Sicht Pekings zu Wort kommen zu lassen, eine journalistische Notwendigkeit darstellt.



**Rasch an die Öffentlichkeit:** Professor Mesot.

Der 54-jährige Physikprofessor Joël Mesot ist seit Anfang Jahr Präsident der ETH Zürich und bereits mitten in den Turbulenzen im Zusammenhang mit der beantragten Entlassung einer Professorin. Was ist von einem Chef zu erwarten, der seinen Posten frisch angetreten und dabei Probleme angetroffen hat? Am ehesten Zurückhaltung, bis die Fragen sorgfältig abgeklärt sind. Mesot aber ist rasch an die Öffentlichkeit gelangt und hat den Antrag auf Kündigung vertreten, mit andern Worten: Er hat sich nach kurzer Zeit in den Apparat ETH integriert. Woher kommt Mesot, was sind seine Führungserfahrungen? **Seite 32**

Seit den Ersatzwahlen für den Bundesrat im Dezember 2018 sitzen mit Viola Amherd (CVP), Karin Keller-Sutter (FDP) und Simo-

netta Sommaruga (SP) erstmals seit langem wieder drei Frauen in der siebenköpfigen Landesregierung. Doch was bedeutet das für den Bundesrat? Funktioniert das Teamwork besser als vorher? Redaktor Hubert Mooser hat die gegenwärtig herrschende Stimmungslage im Siebnergremium recherchiert. Bei aller Zurückhaltung, da die neue Mannschaft erst seit drei Monaten zusammenarbeitet, scheint eines aber klar: Die vielgepriesene Frauensolidarität hört spätestens nach der Wahl in den Bundesrat auf. Das zeigt jetzt auch die Rivalität zwischen den Polit-Primadonnen Sommaruga und Keller-Sutter. **Seite 30**

Amerikas drittgrösste Stadt Chicago schreibt Geschichte. Die völlig unbekannte Lori Lightfoot, 56, schwarz und lesbisch, wird mit einem Erdrutschsieg zur Bürgermeisterin gewählt. *Weltwoche*-Kolumnistin Amy Holmes hat Spitzen der Demokratischen Partei zum verblüffenden Aufstieg befragt. **Seite 48**

Im Januar 2018 traf Matthias Ackeret zum ersten und einzigen Mal die damals 81-jährige Margrit Schächli. Sie wolle mit Exit ihrem Leben ein Ende setzen, sagte die gesunde Frau. Zehn Tage später war sie tot. Ackeret war erschüttert und beschloss, sich eingehender mit dem Thema Sterbehilfe zu befassen. Er ist nicht grundsätzlich gegen diese Praxis, doch wie sie gehandhabt wird, wie daraus ein Geschäft geworden ist, hat ihn überrascht: «Der Entscheid, den Todeszeitpunkt selbst zu bestimmen, ist eine schweizerische Spezialität – wie früher das Bankgeheimnis.» **Seite 56**

*Ihre Weltwoche*

**DAS SCHWEIZER  
PORTAL FÜR  
HANDWERKERSTELLEN**

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggeli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Jasmin Karim (*Assistentin*), Sebastian Scholz (*Assistent*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# EU-Rahmenvertrag: Wo die NZZ falschliegt

Neben den Grünliberalen gehört die *Neue Zürcher Zeitung* zu den grossen Anhängern des EU-Rahmenabkommens. Woche für Woche legt sich die Chefredaktion für den institutionellen Vertrag ins Zeug, der die Schweiz fremdem Recht, fremden Gesetzgebern und EU-Sanktionen unterwerfen möchte. Was taugen die Argumente? *Von Roger Köppel*



*Freiheitlicher als die EU.*

Seit Wochen macht die *Neue Zürcher Zeitung* Werbung für das institutionelle EU-Rahmenabkommen. Das Hausblatt des Freisinns fordert den Bundesrat im grossen Leitartikel letzten Samstag auf, den Rahmenvertrag zu unterschreiben. Es brauche ein Ja, schreibt Wirtschaftschef Peter A. Fischer. Sein Leitkommentar enthält so viele falsche Behauptungen und Fehleinschätzungen, dass wir sie hier Punkt für Punkt zerlegen anhand der Originalzitate.

«Die EU-Mitgliedstaaten meinen es ernst: Das Rahmenabkommen ist für sie Bedingung zur Fortführung des bilateralen Wegs.»

Das Gegenteil ist richtig: Die EU schrieb schon 2008/10, der bilaterale Weg sei an seine Grenzen gestossen. Am 8. Dezember 2008 hielt der EU-Ministerrat bezüglich der Beziehungen zur Schweiz fest, dass die Teilnahme am EU-Binnenmarkt die einheitliche und gleichzeitige Anwendung und Interpretation der EU-Regeln erfordere. Die EU-Länder sprachen von einem Rahmenabkommen mit der Schweiz, das die «Übernahme des gemeinschaftlichen Besitzstandes bei allen Abkommen sowie einen Mechanismus beinhalten» soll, «mit dem die regelmässige Aktualisie-

rung und einheitliche Auslegung dieser Abkommen gewährleistet wird». Seit 2008 ist es also der erklärte Wille der Europäischen Union, in den Beziehungen zur Schweiz einen einheitlichen Rechtsraum zu schaffen. EU-Botschafter Richard Jones hätte kurz vor der Abstimmung des 9. Februar 2014 gar nicht mit dem «Ende des bilateralen Wegs» drohen müssen. Dieser Weg wurde schon vorher durch Brüssel beendet. So sprach auch EU-Kommissarin Viviane Reding Klartext: «Ich bin seit längerem der Meinung, dass der Weg der bilateralen Vereinbarungen ausgedient hat.» Entweder nehmen unsere laut bekennenden «Bilateralisten» die EU nicht ernst. Oder sie täuschen unsere Bürgerinnen und Bürger und nehmen damit den Souverän nicht ernst.

*Der Nutzen der rund 140 bilateralen Verträge, schreibt die NZZ, sei «erheblich».*

Wirklich? Die NZZ impliziert, ein Nein zum Rahmenvertrag gefährde die 140 bilateralen Verträge. Dem ist nicht so. Kein einziger dieser Verträge, die mit der EU in gegenseitigem Interesse geschlossen wurden, müsste bei Nichtunterzeichnung dieses Abkommens gekündigt werden. Der wichtigste Vertrag ist das

Freihandelsabkommen von 1972. Es sichert, gemäss SP-Ökonom Rudolf Strahm, über 90 Prozent des Exports.

*Die Schweiz sei in der EU ein «Gast, der sich an die geltenden Spielregeln halten und diese übernehmen muss».*

Klingt vernünftig, aber die NZZ unterschlägt: Mit dem Rahmenabkommen müsste die Schweiz diese Regeln nicht nur in der EU, sondern auch in der Schweiz übernehmen. Das ist der Sinn der EU-Forderung nach «gleich

---

**Wir müssten alles mitmachen, was die EU energiepolitisch vorgibt.**

---

langen Spiessen». Mit dem ausbaufähigen Rahmenabkommen würde die EU das letzte Wort haben bei: Landverkehr, Zuwanderung, Mehrwertsteuern, kantonalen Steuern, Ausschaffung von Verbrechern, Waffenrecht, Niederlassung, Vergabe von Bürgerrechten, Zugang zu den Sozialsystemen, Asylrecht. Die EU will ausserdem das Freihandelsabkommen von 1972 dem Rahmenvertrag und damit dem

EU-Recht und den EU-Richtern unterstellen. Die Schweiz wäre punkto Wirtschafts- und Sozialpolitik nicht mehr von der EU zu unterscheiden – warum sollen ausländische Unternehmen dann noch in der Schweiz investieren, wenn die EU überall gleich lange Spiesse fordert und diese mit dem Rahmenabkommen durchsetzen kann? Schliesslich will die EU auch, dass bei einem allfälligen Strommarkt- abkommen die Schweiz einen dynamischen Vertrag unterzeichnet: Damit wäre die Klimapolitik der EU auch für die Schweiz verbindlich. Wir müssten alles mitmachen, was die EU energiepolitisch vorgibt.

«Das Rahmenabkommen sieht ein Prozedere zur dynamischen Rechtsübernahme und zur Streitschlichtung vor.» Das liege auch «im Interesse der Schweiz». Denn es sei beschränkt auf die Marktzugangsabkommen der Bilateralen I und betreffe nicht «Fragen der politischen Partizipation und Entscheidungsfindung». Der «direkt demokratische Prozess» werde «respektiert» und lasse Raum für ein «Nein».

Gerade dies stimmt nicht. Die EU fordert das institutionelle Abkommen. Sie setzt die Schweiz unter Druck wegen dieses Abkommens. Die EU akzeptiert nicht, dass die Schweiz demokratisch beschlossene andere Regeln hat, die in ihrem Land gelten. Die EU will, dass die Schweiz auch in der Schweiz die sozial- und wirtschaftspolitischen Regeln der EU übernimmt. Natürlich betrifft das Rahmenabkommen «Fragen der Partizipation» und der «Entscheidungsfindung». Die EU würde künftig entscheiden, die Schweiz müsste die Entscheidung akzeptieren. Partizipation: Die Schweiz hat keinen Einfluss auf die Regeln, die die EU der Schweiz aufnötigen könnte. Das Schiedsgericht ist in seinen Entscheidungen an EU-Recht und EU-Gerichtsbarkeit gebunden. Im Vertrag heisst es ausdrücklich, die Urteile des EU-Gerichtshofes seien verbindlich. Das Rahmenabkommen installiert de jure, aber auch de facto einen fremden Gesetzgeber in der Schweiz. Das hat es seit der Eroberung der Schweiz durch Napoleon nie mehr gegeben.

*Staatliche Beihilfen: Die EU sähe hier «viele Ausnahmen» vor, schreibt die NZZ. Es sei kaum «mit einschneidenden Einschränkungen» zu rechnen. Im Gegenteil: Die NZZ teilt das «urliberale» Ziel der EU, die Staatsbeihilfen abzuschleifen. «Es täte der Schweiz gut, dieses Prinzip ernst(er) zu nehmen.»*

Der Bundesrat sagt es klipp und klar: Mit diesem Vertrag entscheidet am Schluss die EU, welche staatlichen Beihilfen in der Schweiz noch erlaubt sein werden. Die Schweizer Stimmbürger haben nichts mehr zu sagen. Kantone müssten, wenn sie einer Firma eine Steuervergünstigung geben oder Subventionen an eine Hochschule, damit rechnen, dass die EU ihr Veto einlegt. Dass die NZZ es gut findet, wenn die EU in der Schweiz mit diesen

Beihilfen aufräumt, ist verständlich. Aber es ist durch unser Recht gegeben.

«Das Rahmenabkommen führt nicht in die EU oder den EWR, sondern sichert den bilateralen Weg.»

Man schüttelt den Kopf. Bilateral heisst zweiseitig, gleichberechtigt. Die EU will diesen bilateralen Weg seit zehn Jahren nicht mehr. Die EU reagiert aggressiv, wenn der Stimmbürger Entscheidungen gegen den Willen der EU trifft. Siehe Masseneinwanderungsinitiative, siehe Minarettinitiative. Da folgten jeweils Drohungen und gar handfeste Diskriminierungen. Die EU drohte Sanktionen an, sollte der Bundesrat den institutionellen Vertrag nicht bis Ende 2018 unterschreiben. Es passierte dann allerdings – gar nichts. Oft ist die EU mit ihren Drohungen zurückgekrebt, wenn die Schweiz festblieb, aber man sieht hier doch deutlich, dass die EU sehr autoritär auftritt und der Schweiz diesen Vertrag unbedingt aufzwingen will. Das allein wäre ein Grund, den Vertrag zurückzuweisen. Wesentlicher ist, dass dieser Vertrag der EU das alleinige Recht gibt, die Regeln im bilateralen Verhältnis mit der Schweiz zu setzen, zu verändern und mit Sanktionen durchzusetzen. Wenn einer aber befehlen kann und der andere gehorchen muss, dann ist dies das Ende eines gleichberechtigten Verhältnisses auf Augenhöhe. Es ist, ganz nüchtern, ein Herrschaftsvertrag, ein Abkommen zwischen Herr und Knecht, wobei dem Knecht noch ein paar mindere Selbstverteidigungsinstrumente zugestanden werden, deren Anwendung allerdings Sanktionen der Gegenseite nach sich zieht.

«Ohne dieses Abkommen bleibt es nicht beim Status quo, weil sich die EU dann aus den beschriebenen Gründen einer Aktualisierung bestehender und dem Abschluss neuer Abkommen verweigern dürfte.»

Irrtum: Die EU-Staaten haben mit der Schweiz zahlreiche bilaterale Doppelbesteuerungsabkommen abgeschlossen, obwohl die EU angeblich keine neuen Verträge machen will. Im Sommer 2017 hat die EU die bis dahin blockierten Verträge bei den technischen Handelshemmnissen nachgeführt – obwohl sie angeblich diese bilateralen Verträge nicht

## Die Drohung, ohne Rahmenvertrag sei alles blockiert und verfallt, ist leer.

mehr aufdatieren will. Sobald die EU Interesse hat, schliesst sie neue Verträge. Die Drohung, ohne Rahmenvertrag sei alles blockiert und verfallt, ist leer.

Ohne Rahmenabkommen würde die Schweiz zum «ungebetenen Gast, den man langsam hinauskomplimentierte».

Wirklich? Die EU exportierte 2017 Waren im Wert von 150 Mrd. Euro in die Schweiz. Umgekehrt die Schweiz für 110 Mrd. Euro Güter in die EU. Die Schweiz zahlt ihre Rechnungen pünktlich, ohne vorherigen EU-Kredit. Wir sind gemäss Eurostat der drittgrösste Waren-Aussenhandelspartner der EU hinter den USA und China. Wird die EU einen solchen Kunden einfach wegdrücken? Sehr, sehr unwahrscheinlich und aus Sicht der EU selbstschädigend.

«Ein Hinauszögern» könnte «in eine Brexit-ähnliche Auseinandersetzung» führen.

Der Fall Brexit zeigt doch gerade umgekehrt, wie gefährlich es ist, sich institutionell enger an die EU anzubinden. Man kommt faktisch kaum mehr raus, wird von oben herab behandelt, vorgeführt und unter Druck gesetzt. Brexit-ähnliche Zustände drohen nur dann, wenn die Schweiz sich institutionell mit diesem Abkommen an die EU kettet.

«Die Alternativen sind eine «splendid isolation».. Dank dem Rahmenvertrag bliebe die Schweiz «liberaler».

Keineswegs. Die Alternative zum Rahmenabkommen ist eine freie, unabhängige und gerade deswegen weltoffene Schweiz, weil diese sich nicht an einen Block anbindet. Die NZZ scheint einem europäischen Blockdenken zu huldigen, denn sie fordert die Enganbindung an einen hochregulierten sozialistischen EU-Binnenmarkt. Würde die Schweiz dessen Regeln übernehmen, wie es das Rahmenabkommen vorsieht, würde sie weniger attraktiv für Unternehmen, ärmer und, anders als die NZZ behauptet, weniger «liberal», denn die heutige unabhängige Schweiz ist freiheitlicher organisiert als die EU.



*Paris, mon amour:* Brigitte Bardot. Seite 22



*Dicke Luft:* Sommaruga, Keller-Sutter. Seite 30



«Zu einer funktionierenden Demokratie gehören alle politischen Familien.»

*Jean-Yves Camus:* Seite 44

## Titelgeschichte

- 14 **Rechts reden, links leben**  
Überleben im rot-grünen Zürich

## Kommentare & Analysen

- 6 Editorial  
11 **Kommentare** Frauenopfer  
12 **Grossbritannien** Endspiel  
12 **Fernsehen** Perfide Anspielungen  
13 **Herodot** Heute ja, morgen nein  
22 **Zeitgeist** Als Paris die Hauptstadt der Welt und die Welt voller Wunder war  
24 **Mörgeli**  
Zerschellende Wahlwellen  
24 **Bodenmann**  
LSVA: Der 25-Milliarden-Deal  
25 **Medien** Der Aufstieg von Aarau  
25 **Die Deutschen** Greta statt Heidi  
47 **Ausland**  
Totgesagte leben länger  
53 **Brief aus Berlin** Das linke Utopia

## Inland

- 28 **Die gelbe Gefahr** Der abenteuerliche Expansionskurs der Post  
30 **Duell im Bundesrat** Simonetta Sommaruga vs. Karin Keller-Sutter  
39 **Rahmenabkommen**  
Risiken über die Wirtschaft hinaus  
40 **Harmonie der Gegensätze**  
AHV-Finanzierung via Steuerreform  
42 **Thomas Heiniger** Der autokratische Stil des Gesundheitsdirektors  
43 **Wallis** Kostenfalle Autobahn A9

## Ausland

- 21 **Holt euch, was euch gehört!**  
Die Forderungen von Jacqueline Badran  
26 **Einspruch** Schönfärberei  
44 **Jean-Yves Camus** Der französische Politologe über Europas Populisten  
48 **Lori Lightfoot**  
Chicagos neue Bürgermeisterin  
49 **Inside Washington**  
Bernie, der Rebell  
52 **Das Echo von Gaddafis Warnung**  
Neue Unruhen in Nordafrika

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 18 **Deutschland** Wie das Land seine erfolgreiche Wirtschaft demontiert  
20 **Obrigkeitsgläubig** Deutschland ist Regelparadies und Innovationswüste  
32 **ETH im Blindflug** Die heikle Mission des neuen Präsidenten Joël Mesot  
34 **Hört nicht auf die Klimapopulisten!**  
Ethik-Professor Martin Rhonheimer  
36 **Climeworks** Das gewagte Geschäftsmodell des ETH-Start-ups  
38 **Wenn die SRG dreimal zulangt**  
Zwangsabgaben für KMU  
50 **Hans von Storch** Der Klimaforscher über Umweltschutz und Moral  
58 **Claus Schenk Graf von Stauffenberg**  
Ein deutsches Missverständnis

## Kultur & Gesellschaft

- 54 **Ikone der Woche** Beyoncé  
56 **Ein helvetisches Heiligtum**  
Matthias Ackeret über Sterbehilfe

- 57 **Literatur** Glück gefunden  
60 **Amanda Palmer**  
Das neue Album der Sängerin  
61 **Peter Meyer-Fürst** Nachruf auf den schillernden Schönheitschirurgen

## Rubriken

- 11 **Im Auge** John Bercow  
16 **Personenkontrolle**  
17 **Nachruf** Franz Weber  
26 **Leserbriefe**  
27 **Fragen Sie Dr. M.**  
62 **Die Bibel** Umkehr  
62 **Film Highlights** auf Netflix  
63 **Jazz** Larry Grenadier  
64 **Thiel** Beim Znacht  
64 **Namen** Leeres Zelt  
64 **Fast verliebt** Perfektes Unglück  
65 **Unten durch** Venus  
66 **Wein**  
Nonplusultra an Genuss  
66 **Salz & Pfeffer**  
Talent und Sinn für Humor  
67 **Auto**  
Suzuki Jimny Compact Top  
69 **Mobilität** Fiat 500X  
70 **Tamaras Welt**  
Seinen Körper lieben, aber



# Ihr Immobilientraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
 8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
 Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!  
 1753'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
 8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
 Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
 8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
 Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
 8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
 Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
 8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
 Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
 8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
 Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
 8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
 Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
 8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
 Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
 Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen  
 8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
 Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
 8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
 Preis ab CHF 770'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
 8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
 Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
 8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
 Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen  
 8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
 Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
 8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
 Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
 Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
 8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
 Preis ab CHF 1'110'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
 8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
 Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
 8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
 Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
 Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
 8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
 Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
 8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
 Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem  
 Immobilienträume verwirklicht  
 werden können?**

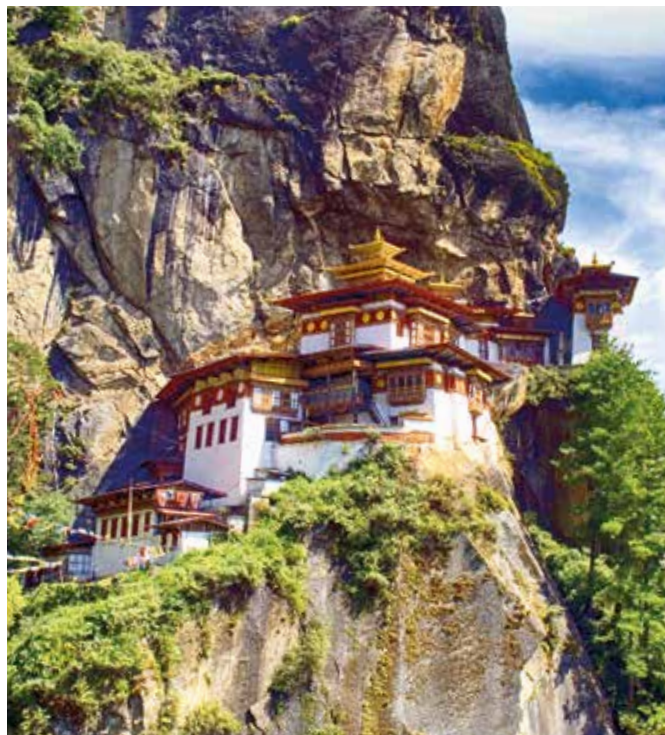


3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
 8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
 Preis ab CHF 1'115'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)

**Melden Sie sich bei unserem Chef**   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder  
 per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus  
 8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
 Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



© AdobeStock: wyljoek, UlyssesPixel, nyragongo, ipekmorel, kardd

## VIP-Reise «Bhutan»

# Königliches Juwel am Himalaja

Eingebettet zwischen den höchsten Bergen der Welt, liegt ein Land voller Kultur und Mystik: Bhutan. Im Süden von Indien und im Norden von China begrenzt, ist Bhutan umgeben von Magie und Geheimnissen, ein wunderschönes Land mit spannenden Kontrasten. Es hat bis heute seine Ursprünglichkeit und faszinierende Kultur bewahrt.

**T**auchen Sie ein in die Geschichte des einzigen Landes der Welt, in dem das Glück der Bewohner offiziell oberstes Staatsziel ist! Die Route führt uns vorbei an eindrucksvollen Städten und über hohe Pässe. Wir erleben spektakuläre Naturlandschaften, verträumte Dörfer und kommen in persönlichen Kontakt mit der überaus lebenswerten Bevölkerung.

### Heilige Pilgerstätten und Klöster

Wir erkunden die Städte Paro, Punakha, Trongsa und auch die Hauptstadt Thimphu sowie das Phobjika-Tal. Zu den Reisezielen zählen imposante Tempelanlagen, mit atemberaubender Aussicht auf idyllische Täler und die majestätischen Berge.

Die wichtigsten und auch ältesten Klöster Bhutans werden wir bewundern können, so etwa Jambay Lhakhang, Kurjey Lhakhang oder das weltberühmte «Tigernest»-Kloster

in über 3000 Meter Meereshöhe. Beim Besuch eines Klosterfestes tauchen wir ein in die faszinierende Welt des Buddhismus.

### Majestätische Berge, Natur pur

Die Reisezeit im Oktober ist ideal, denn jetzt zeigen sich die schneebedeckten Berge des Himalaja-Massivs besonders klar unter dem strahlend blauen Himmel. Die Flora und Fauna des Himalaja erleben wir in einem intakten Zustand: Tiere und Pflanzen sind heilig und durch die Verfassung geschützt.

Die zweiwöchige Exkursion mit wunderbaren Ausflügen und Begegnungen ist voller Eindrücke, die Sie mit Sicherheit Ihr Leben lang nicht vergessen werden.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Reise «Bhutan»**  
20. Oktober bis 4. November 2019

#### Reiseleistungen:

- Flug mit Qatar Airways von Zürich über Doha nach Kathmandu und zurück
- Flug mit Drukair von Kathmandu nach Paro und zurück
- Alle Fahrten und Transfers im Reisebus
- Je 1 Übernachtung in Punakha, Trongsa und im Phobjika-Tal
- Je 2 Übernachtungen in Kathmandu und Thimphu
- Je 3 Übernachtungen in Paro und in Bumthang (im Schweizer Gästehaus der Familie Maurer)
- Alle Mahlzeiten (Frühstück, Mittag- und Abendessen) gemäss Programm
- Alle Ausflüge und Besichtigungen
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

#### Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 6800.– p.P. im DZ  
Für Nichtabonnenten: Fr. 7100.– p.P. im DZ  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 640.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Frauenopfer

Von Erik Ebnetter — Bundesrätin Amherd hat sich zum Ziel gesetzt, die Armee weiblicher zu machen. Fast alle finden das gut. Warum eigentlich? Die Erfahrungen anderer Streitkräfte sind jedenfalls nicht nur positiv.



Kollateralschaden: CVP-Bundesrätin Amherd.

Als Viola Amherd vor einer Woche bekanntgab, dass die Armee einen neuen Chef brauche, nutzte sie die Gelegenheit für eine geschlechterpolitische Offensive: «Wir lassen offen, ob es eine Frau oder ein Mann ist. Es geht darum zu zeigen, dass wir unvoreingenommen an die Arbeit gehen.» Die Resonanz, die Amherd damit hervorrief, dürfte ihr gefallen haben. Das *St. Galler Tagblatt*, um nur ein Beispiel zu nennen, titelte auf der Frontseite: «Amherd setzt ein Zeichen für Frauen in der Armee». Und im Artikel war zu lesen: «Amherd ist dabei, die Armee umzubauen, deren gesellschaftliche Akzeptanz zu erhöhen, den kläglich tiefen Frauenanteil zu steigern, einen inneren Kulturwandel bei der Truppe, aber auch in den Köpfen der Generäle und der Bürokraten herbeizuführen.» Es gab in der Schweiz, so viel lässt sich sagen, schon Verteidigungsminister mit schlechterer Presse.

Gut hundert Tage ist Amherd nun im Amt, und die NZZ erbaute sich jüngst an einem «köstlichen Bild», das RTS ausgestrahlt hatte: «Ein Mann steht auf einer Leiter und wechselt die goldene Inschrift über Viola Amherds Büro aus. «Chefin des Eidg. Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport» steht da nun, statt wie seit je «Chef.»» Der Artikel war differenzierter, als es der Ausschnitt vermuten lässt, aber es fällt auf, wie leicht Am-

herd mit ihrer Frauenpolitik punkten kann. Und es sind nicht nur die Medien, die sie auf ihrer Seite weiss, sondern auch die Offiziersgesellschaft, die nun ebenfalls Frauen im Militärdienst fördern will, wie SRF kürzlich berichtete. Dass ein «krasses Missverhältnis» (Amherd) zwischen Männern und Frauen in der Armee besteht, ist sicher richtig – auf eine Soldatin kommen über hundert Soldaten. Dass das ein Problem sein soll, wie es neuerdings oft heisst, ist aber zumindest fraglich.

## Ausweichende Antwort

Studien bescheinigen Soldatinnen eine durchschnittlich geringere körperliche Leistungsfähigkeit als Soldaten, was kaum jemanden überraschen wird. Weniger gut ist der Einfluss von Frauen auf die Kampfmoral untersucht. Beobachtungen aus Israel legen immerhin nahe, dass Männer im Ernstfall dazu neigen, nicht mehr ihren Auftrag auszuführen, sondern ihre Kameradinnen zu beschützen. 2014 führte die *Berner Zeitung* ein Interview mit Germaine J. F. Seewer, der einzigen Frau, die in der Schweiz als Brigadier zu den höheren Stabsoffizieren zählt. «Die politisch korrekte Annahme, wonach die Anwesenheit von Frauen den Militärverband nicht beeinflusst, ist doch eine Idealvorstellung», wurde Seewer damals gefragt, worauf sie eine ausweichende Antwort gab.

Heute, fünf Jahre später, sind solche Einwände kaum mehr zu hören. Amherd ist es gelungen, einen regelrechten Hype um Frauen im Militär zu entfachen, und Seewer wird nun plötzlich als Kandidatin auf das Amt der Armeechefin gehandelt, obschon üblicherweise Divisionäre und Korpskommandanten dafür berücksichtigt werden. Dass Seewer diese Aufmerksamkeit gesucht hätte, lässt sich nicht behaupten. Sie zeigte zwar nie übertriebene Scheu vor Journalisten, betonte aber immer wieder, sie wolle nicht anders behandelt werden als ihre Kollegen. Auf ihrem Weg nach oben absolvierte sie das übliche Curriculum, und über ihre Führungsqualitäten ist nichts Negatives zu vernehmen. Trotzdem könnte sie nun das Opfer einer neuen Frauenpolitik werden. Jedenfalls stünde sie bei jeder weiteren Beförderung durch den Bundesrat im Verdacht, von einem Bonus zu profitieren, nur weil Viola Amherd eine Debatte angestossen hat, die sich mit Blick aufs Ausland nicht aufgedrängt hatte. Militärs würden von einem Kollateralschaden sprechen.

# Netzroller



John Bercow, die Story.

Fällt der Filzball auf meine (Pech) oder auf des Gegners Seite (mein Glück)? John Bercow kennt die Netzroller-Situation, aber nicht den Ausgang. Der Speaker im britischen Unterhaus, in seiner Jugend eine Tennishoffnung, thront wie ein Schiedsrichter über dem engen Schlauch des Parlaments, das weniger Sitzplätze als Mitglieder hat, und ruft («Order! Ordeer!») die Parteien im endlosen Brexit-Spiel wieder zurück an die Grundlinie. Verfahrenstechnisch ein Virtuose mit mehr Regiebefugnis und Instinkt als Premierministerin Theresa May, orchestriert er dieses faszinierende Kapitel des United Kingdom. Oder nur ein Selbstdarsteller, ein selbstgefälliger Politclown? Stratege oder Eiertänzer?

Er macht es nun schon zehn Jahre, dreimal wiedergewählt, mit 56 total ergraut, die wilde Frisur identisch mit der Lage der Nation, wie wenn er gerade aus dem Bett seiner Dienstwohnung im Westminster-Palast kommen würde, die er mit Ehefrau Sally Illman bewohnt. Als sie heirateten, 2002, ergoss sich der Spott der Tabloids über den ehrgeizigen Tory-Nachwuchspolitiker, denn die blonde Sally, Star eines Reality-Programms, überragt ihn um Haupteslänge. Und sie ist Labour! Mit Anfeindungen wird er leicht fertig, denn er war selber Politwerber bei Saatchi & Saatchi; zuvor lernte er den Umgang mit Geld als Merchant Banker. Denn Bercow stammt aus einfachsten Verhältnissen, sein Vater war Taxifahrer in Edgware im Norden Londons, wo sich viele jüdische Einwanderer ansiedelten, wie vor einem Jahrhundert die Familie Berkowitz aus Rumänien. John Bercow besuchte die öffentliche Schule und studierte politische Wissenschaften an der Campus-Universität Essex. Mit 34 schaffte er als ultra-rechter Margaret-Thatcher-Bewunderer den Einzug ins Unterhaus. Die Tennisträume vergass er früh, nachdem er an Mononukleose erkrankt war, auch *kissing disease* genannt wegen der Häufigkeit unter Teenagern. Doch in den Parlamentspausen schrieb Mister Speaker ein Buch über die zwanzig «Tennis Maestros»; der Grösste für ihn, ganz unparteiisch: Roger Federer. *Peter Hartmann*

## Handelskolonie

Von Florian Schwab — Brexit:  
Die unheimliche Sogkraft der  
Zollunion mit der EU.

Die Opposition in Gestalt von Labour-Chef Jeremy Corbyn hat ihren Preis für die Unterstützung von Theresa Mays Austrittsabkommen genannt: der Verbleib des Vereinigten Königreichs in der Zollunion mit der EU. Bis vor kurzem bei den Konservativen noch ein Tabu, lassen Vertraute der Premierministerin jetzt verbreiten, es gebe in den Gesprächen mit Corbyn ab sofort keine roten Linien mehr.

Die Spitzenkräfte der Europäischen Union können ihr Glück kaum fassen. Begeistert feuern Kommissionspräsident Juncker, Ratspräsident Tusk und Chefverhandler Barnier die Briten an, in einem grossen Schulterschluss zwischen Corbyn und der May-Regierung die «permanente Zollunion» in den Austrittsvertrag aufzunehmen.

### Ganz auf Brüsseler Linie

Der Erfolg dieses Unterfangens ist ungewiss, doch wirken im Moment sämtliche Gravitationskräfte in Richtung Zollunion. Sollte Premierministerin May dieses Tabu fallenlassen, dann könnte Labour geschlossen für ihren Austrittsvertrag stimmen und Mays Austrittsabkommen mit den Stimmen weniger Unterstützer aus Mays eigenem Lager endlich über die Ziellinie kommen.

Man hätte damit, wie Handelsminister Liam Fox in einem Brief an seine Partei argumentiert, das Schlechteste aus beiden Welten: Grossbritannien könnte keine eigenen Freihandelsverträge abschliessen und müsste sämtliche Handelsbestimmungen der EU klaglos nachvollziehen. Die EU könnte damit in ihrer Handelspolitik über den Zugang zu den 66 Millionen britischen Konsumenten frei verfügen, ohne die mindeste Rücksichtnahme auf deren Interessen.

Wie kann die fünftgrösste Volkswirtschaft der Welt ernsthaft in Erwägung ziehen, sich zur Handelskolonie degradieren zu lassen? Theresa May hat ihr politisches Schicksal mit dem Austrittsvertrag verbunden, und die Zollunion scheint ein Preis zu sein, den sie bereit ist zu zahlen. Ihr Interesse trifft hier auf jenes des Labour-Chefs: Dieser will verhindern, dass das Vereinigte Königreich in Zukunft eine liberale Wirtschaftspolitik abseits des protektionistischen Brüsseler Molochs betreibt, etwa indem es ein Freihandelsabkommen mit den USA eingeht. In der Ablehnung des «angelsächsischen Kapitalismus» ist der ansonsten EU-kritische Jeremy Corbyn ganz auf Brüsseler Linie.

## Perfide Anspielungen

Von Alex Baur — Der Wirbel um eine Prostituierte in der SRF-Sendung «Schawinski» zeigt einmal mehr: Wahre Trickser erfinden keine Zitate, sie stellen sie in einen falschen Zusammenhang.

Es stimmt, das Zitat der Berliner Kolumnistin (*Die Welt*) und Prostituierten Salomé Balthus war erfunden. Die Frage «Hat Ihr Vater Sie als Kind sexuell missbraucht?» wurde ihr in der Talksendung «Schawinski» auf SRF nie gestellt. Der Fall ist klar: Wer jemandem etwas in den Mund legt, was dieser nicht gesagt hat, muss den Fehler korrigieren und sich entschuldigen. Doch der Redaktion von *Die Welt* reichte das nicht. Sie entliess die erfolgreiche Kolumnistin Balthus fristlos.

Schaut man sich die Talksendung allerdings etwas genauer an, wird Balthus' Empörung nachfühlbar. Gleich zum Auftakt blendet Talkmaster Roger Schawinski ein Bild des 2013 unter tragischen Umständen verstorbenen Vaters der Prostituierten ein, eines bekannten Künstlers. Balthus schwärmt von ihrem Vater – und tappt damit in die gestellte Falle. Als Nächstes konfrontiert Schawinski sie mit einem Einspieler von Alice Schwarzer; diese behauptet, eine «überwältigende Mehrheit» der Prostituierten seien als Kinder sexuell missbraucht worden. Dann Schawinskis Frage: «Ist das bei Ihnen auch der Fall gewesen? – Oder würden Sie es mir gestehen, wenn es so wäre?»

Eigentlich, so schrieb Salomé Balthus in ihrer inzwischen gesperrten Kolumne, hätte sie Schawinski an dieser Stelle das vor ihr auf dem Tisch stehende Glas Wasser ins Gesicht schütten und das Interview abbrechen sollen. Mit der schnellen Abfolge «Vater-Schwarzer-Übergriffe» habe der gewiefte Talkmaster – auch wenn er das weit von sich weist – einen inzestuösen Hintergrund insinuiert, für den es nicht den Hauch eines Hinweises gibt und der sie im Innersten verletzt habe.

### Kampf gegen moralinsaure Klischees

Seit Jahren kämpft Salomé Balthus gegen das moralinsaure Klischee, nach dem eine Prostituierte niemals mit Freude oder gar Lust – *bhüetis Gott!* – ihrem Beruf nachgehen kann. Gemäss dem landläufigen Gender-Dogma gewähren Frauen den Männern nur aus schierer Not Zugang zu ihrem Heiligsten, weil finstere

Mächte sie zwingen, weil sie an einem Trauma leiden oder sonst eine Schraube locker haben. Balthus stellt nicht in Abrede, dass es Fälle von krimineller Ausbeutung gibt. Doch nach ihrer Erfahrung ist das nicht die Regel, sondern die Ausnahme. In den Kreisen, in denen sie sich bewegt, sind die «Hetären» starke, emanzipierte und selbstbewusste Frauen, die der oft etwas gehemmten Kundschaft gegen Entgelt ein harmloses Abenteuer verschaffen und auch mal geheime Sehnsüchte erfüllen.

Die Erinnerung täuscht mitunter, vor allem wenn Wut die Sinne vernebelt. Es hätte gereicht, wenn die *Welt* das falsche Zitat gelöscht und den Text der etwas komplizierteren Realität angepasst hätte. Inhaltlich hätte sich nicht



Scheinheilige Fragerei: Schawinski, Balthus.

viel geändert. Denn sinngemäss konnte man Schawinskis scheinheilige Fragerei durchaus so verstehen, wie Balthus sie verstanden hat. Das Ganze riecht eher nach einem Vorwand, um eine Kolumnistin loszuwerden, deren Ansichten und Einsichten an einem Tabu rütteln.

Viel perfider als erfundene sind echte Zitate, die falsche Assoziationen provozieren. Roger Schawinski selber lieferte dafür einst ein anschauliches Beispiel, als er behauptete, der Komödiant Andreas Thiel habe geschrieben, «die Muslime» seien «irgendwo im Übergang zwischen Neandertaler und Homo sapiens steckengeblieben». Tatsächlich bezog sich der Spruch auf Witze, die Thiel unter radikalen Muslimen im Kaschmir gehört hatte, wie der Ombudsmann offiziell festhielt. Nun mag man Roger Schawinski zubilligen, dass auch er in der Hitze des Gefechtes mal entgleist. Doch in seinem Fall hatte das keinerlei Konsequenzen, SRF konnte sich nicht einmal zu einer Entschuldigung durchringen.



Herodot

## Heute ja, morgen nein

**Dass die EU unser Unternehmenssteuer-Regime und das Waffenrecht nicht länger akzeptieren will, ist verständlich. Wer dies einräumt, kann das Rahmenabkommen umso besser ablehnen.**

In der *Weltwoche* Nr. 7/19 habe ich den Dogmatismus der EU kritisiert und als einen der Hauptgründe identifiziert, warum sich die Schweiz nicht noch enger an diese binden soll. Die neusten Pläne des französischen Präsidenten für die EU zeigen, dass es damit noch schlimmer wird: Im Giftschränk von Emmanuel Macrons zentralistisch-dirigistischer EU-Zukunftsvision findet sich unter anderem eine Vereinheitlichung der Unternehmensbesteuerung, des Mindestlohns und anderer Sozialstandards (siehe dazu «Europa am Scheideweg» in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 1. April 2019). All diese wirtschaftsfeindlichen «Segnungen» werden sich in der einen oder andern Form in einer EU ohne Grossbritannien wohl bald durchsetzen und dann via Rahmenabkommen auch der Schweiz aufgezwungen werden.

Aber wir sollten nicht unsererseits in einer ebenso dogmatischen Anti-EU-Haltung verharren. Gerade wenn man das Rahmenabkommen, wie der Schreibende, ablehnt, sollte man sich der EU gegenüber pragmatisch und korrekt verhalten. Auch wenn wir uns ihr nicht unterordnen wollen, bleibt die EU für uns eine ausserordentlich wichtige Nachbarin und Partnerin. Wir brauchen deren Wohlwollen und sollten sie nicht unnötig vor den Kopf stossen, indem wir berechnete Anliegen unserer Nachbarn aus einem dogmatischen Anti-EU-Reflex heraus ablehnen.

Am 19. Mai stimmen wir über zwei Vorlagen ab, welche für unser Verhältnis zur EU von zentraler Bedeutung sind. Zum einen geht es um die von der Schweiz seit langem versprochene Abschaffung der stark reduzierten Besteuerung im Ausland erzielter Gewinne, zum andern um Einschränkungen für den Erwerb und Besitz von halbautomatischen Waffen im Schengen-Raum, damit der Terrorismus besser bekämpft werden kann. Beide Vorlagen lassen keine Begeisterung aufkommen.

Gegen die Abschaffung der unterschiedlichen Besteuerung von Unternehmensgewinnen, die im Ausland erzielt wurden, gibt es an sich nichts einzuwenden. Diese stellt im Grunde eine Form der Steuerpiraterie dar, mit welcher wir Firmen anlocken, welche den Grossteil ihrer Gewinne im Ausland erzielen. Damit entziehen wir andern Staaten Steuersubstrat. Dieses Verhalten scheint mir unethisch und unsolidarisch, auch wenn gewisse EU-Staaten wie Irland, Luxemburg oder die Niederlande bis vor kurzem ähnliche Praktiken kannten. Wenn wir – zu Recht – von der EU fair und anständig behandelt werden wollen, können wir uns derartiges Verhalten nicht erlauben.

Natürlich könnten wir allen Firmen einfach die bisher für Inlandgewinne geltenden Steuersätze auferlegen, aber dies würde zu einem Exodus führen. Wir müssen daher die allgemeinen und künftig auf alle anwendbaren Unternehmenssteuern senken, damit die bisher privilegierten Firmen in der Schweiz bleiben. Wahrscheinlich wird dies – wie schon bei der Unternehmenssteuerreform II – mittelfristig zur Ansiedlung weiterer Firmen und zu höheren Steuererträgen führen, aber kurzfristig sind Ausfälle unvermeidlich.

Das linke Parteienspektrum, sekundiert von der einstigen Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, hat vor einem Jahr einen ersten Anlauf zur Unternehmenssteuerreform gebodigt. Bei der EU stehen wir jedoch im Wort und müssen daher einen Weg finden, um das Problem innenpolitisch zu lösen.

Die Linke nutzte ihren Referendumssieg, um im Gegenzug zu ihrer Unterstützung der neuen Vorlage Konzessionen im Sozialbereich herauszuholen. Nachdem die unsinnige lineare Erhöhung der AHV-Renten um 75 Franken am bürgerlichen Widerstand bei der Volksabstimmung gescheitert ist, soll nun die AHV ohne Angleichung des Frauenrentenalters für die nächsten Jahre mit höheren Lohn- und Bundesbeiträgen gesichert werden.

Es ist sicher sehr unschön und ein problematisches Präjudiz, wenn derart unterschiedliche

Anliegen in einer Vorlage verknüpft werden. Allerdings gibt es insofern einen minimalen Zusammenhang, als Unternehmen mit Hauptaktivitäten in der Schweiz von der Senkung der bisherigen Steuern profitieren, weshalb sie sich etwas höhere Lohnbeiträge leisten können. Vor allem aber müssen wir nicht nur wegen drohender EU-Sanktionen, sondern auch aus Anstand und um Wort zu halten endlich die unterschiedliche Besteuerung der Auslandgewinne abschaffen. Offensichtlich ist die dafür unabdingbare Senkung der allgemeinen Unternehmenssteuern nicht gegen den Widerstand der Linken durchzubringen – daher die Paketlösung mit der AHV. Das Päckli stört nicht nur rechte, sondern auch linke Puristen, aber es entspricht der schweizerischen Kompromisskultur und ist einem erneuten Scherbenhaufen sicher vorzuziehen.

Beim Waffengesetz liegen die Dinge ähnlich. Auch hier geht es um ein berechtigtes Anliegen der EU, dessen Erfüllung demokratiepolitisch unschön ist. Es ist einsichtig, dass in einem Raum ohne Grenzkontrolle eine Terrorbekämpfung nur möglich ist, wenn unter anderem der Zugang zu halbautomatischen Waffen in allen dazugehörigen Staaten erschwert wird. Für einmal hat die EU den historischen Spezifitäten der Schweiz weitgehend Rechnung getragen. Unsere Diplomaten haben eine Ausnahme erreicht, welche nur auf die Schweiz anwendbar ist. Die verbleibenden Einschränkungen sind für anständige Waffenträger sicher ärgerlich, aber unser Miliz- und unser Schützenwesen bleiben erhalten. Es ist zwar unschön, dass wir das Waffengesetz wegen der EU revidieren müssen und die Diskussion sich weniger um die Rechtfertigung der Einschränkungen als um die Grundsatzafrage dreht, ob wir mit einem Nein den Rauswurf aus dem Schengen-Raum riskieren wollen. Aber die Notwendigkeit der Reform im Interesse der Terrorbekämpfung im Schengen-Raum ist nachvollziehbar, deren Auswirkungen sind dank der Sonderregelung für die Schweiz tragbar.

Wer zu nachvollziehbaren Ansinnen unserer Nachbarn ja sagt, auch wenn die fraglichen Vorlagen keine Begeisterung auslösen, kann es sich umso besser erlauben, einen dogmatischen Protektorsvertrag wie das Rahmenabkommen abzulehnen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

# Rechts reden, links leben

Von Rico Bandle — Im Zürcher Quartier, wo ich wohne, gehört es zur Pflicht, sich lautstark für Sozial- und Umwelthanliegen auszusprechen. Ich halte dagegen. Und fühle mich gut dabei.

Wenige Tage nach dem grossen Klimastreik vom 15. März verkündete der Flughafen Zürich neue Höchstzahlen. Der Passagierrekord von 2017 sei 2018 noch einmal übertroffen worden. Zwei Wochen später erreichten bei den kantonalen Wahlen die zwei Parteien mit dem Wort «Grün» im Namen einen Erdrutschsieg. Als wollten die Leute angesichts der Klimadebatte mit dem Stimmzettel ihr Gewissen beruhigen, bevor sie für die Ostertage die nächste Städtereise mit dem Billigflieger buchen.

«Links reden, rechts leben» – das ist im linksurbanen Milieu ein gängiges Lebensgefühl. Der Soziologe Armin Nassehi hat das Phänomen im Buch

«Die letzte Stunde der Wahrheit» untersucht. «Wir können beobachten, dass gerade in diesen [linken] Milieus sehr darauf geachtet wird, Schulen mit möglichst geringem Migrationsanteil zu wählen, nicht in Wohnvierteln mit sozialen Brennpunkten zu wohnen, Distinktionsgewinn zu machen», so eine seiner Erkenntnisse. Er spricht von der «Lebenslüge dieses Milieus».

## Man bleibt gerne unter sich

Ich wohne im Zürcher Kreis 3, gemäss Abstimmungsresultaten eine der linken Gegenden der Schweiz. Die von Nassehi beschriebene Lebenslüge begegnet einem auf Schritt und Tritt. Im Quartier Friesenberg, wo der Anteil gemeinnütziger Wohnungen am höchsten ist, ist der Ausländeranteil tiefer als in fast jedem anderen Quartier der Stadt. Das gutgebildete linke Milieu bleibt gerne unter sich, besonders in den begehrten «bezahlbaren Wohnungen». Viele meiner linken Freunde arbeiteten früher Teilzeit – man will ja das Leben geniessen. Sobald Kinder da waren, ging das plötzlich nicht mehr. «Der Job lässt es nicht zu», sagten sie, obschon dies früher kein Problem war. In Wahrheit hatten diese Väter einfach keine Lust, die mühsame Familienarbeit zu machen. Das wäre auch nicht zu beanstanden, würden sie sich daneben nicht lautstark für staatlich verordnete Gleichberechtigung hervortun, für Quoten, Vaterschaftsurlaub und alles, was dazugehört.

Nassehi sieht die Ursache für solche Widersprüche darin, «dass man mit universalistischen, linken Argumenten leicht punkten kann», wie er einmal in einem Interview sagte.



Es geht aber auch anders. Ich zum Beispiel habe mich für den gegenteiligen Weg entschieden: rechts reden, links leben.

Nicht nur arbeite ich bei einem konservativen Wochenmagazin, das in meinem Stadtteil ein ähnliches Ansehen geniesst wie ein Sexheft im Kloster. Mir gehen all die Vorschriften, der ständige Ruf nach dem Staat, die ganze Betreuungsmentalität auf den Geist. Ich finde sogar, gesunde Erwachsene als unmündige, hilfsbedürftige Wesen zu betrachten und sie durch eine ganze Reihe einladender Hilfsangebote in die Abhängigkeit des Sozialstaats zu treiben, ist menschenverachtend. Auch erachte ich die weitverbreitete Forderung, Grenzen vollständig abzuschaffen, als weltfremd und unverantwortlich.

Damit gelte ich in dem Milieu als stramm rechts. Wenn es aber um das praktizierte Leben geht, bin ich ein Vorzeigelinke.

Unsere vierköpfige Familie hat kein Auto, dafür bin ich Mitglied bei der Carsharing-Genossenschaft Mobility, wobei ich das Angebot nur selten nutze. Ich habe nicht einmal ein Abonnement für den öffentlichen Verkehr, denn ich fahre zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter mit dem Velo zur Arbeit. Als die Kinder klein waren, habe ich sie natürlich im Veloanhänger herumkutschiert. In der Migros kaufe ich brav Bio-Eier und Fairtrade-Bananen, bei mir landet nie eine Batterie oder eine Metalldose im Abfallkübel, und ich gehe jedes Mal Blut spenden, wenn im nahegelegenen Kirchgemeindehaus das Rote Kreuz dazu einlädt. Nach der Geburt der zweiten Tochter bin ich ein Jahr lang mit den Kindern zu Hause geblieben, meine Frau begann im Gegenzug wieder zu arbeiten. Heute haben wir beide eine Vollzeitstelle, sie verdient sogar etwas mehr als ich – mehr Gleichstellung geht nicht.

Heute haben wir beide eine Vollzeitstelle, sie verdient sogar etwas mehr als ich – mehr Gleichstellung geht nicht.

## Lizenz zum Fliegen

Bin ich deshalb ein besserer Mensch? Nein. Es ist ziemlich einfach, kein Auto zu haben, wenn man wenige Schritte von einer Tramstation entfernt wohnt und Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe hat. Dass meine Frau und ich ähnlich viel zum Familieneinkommen und zur Hausarbeit beitragen – wobei sie den zweiten Punkt wohl bestreiten würde –, ist weder eine



«Mit linken Argumenten kann man leicht punkten»:



Bertastrasse im Zürcher Kreis 3.

besondere Leistung noch etwas, was besonders hervorgehoben werden muss. Bei uns passt das, andere Leute organisieren sich anders, das ist genauso in Ordnung. Ehrlich gesagt, ich weiss nicht, ob ich das mit dem Zuhausebleiben mit zwei Kleinkindern wieder wollen würde.

Jedes Elternpaar soll selber ausmarchen, welches Lebensmodell für seine Situation am zweckmässigsten ist. Niemand hat da mitzureden, kein Modell ist besser als das andere und muss besonders «gefördert» werden.

In Zürichs Wohnvierteln ist vielerorts zu beobachten, dass die Förderobsession die sonst so hochgehaltene Solidarität mehr behindert als begünstigt. Wo die staatliche Kinderbetreuung schwer zugänglich ist, tun sich Eltern zusammen, organisieren Mittagstische, bei denen abwechselnd jemand anders für alle Kinder kocht. Für das Zusammenleben sind solche freiwilligen Nachbarschaftshilfen wertvoll. Jene Eltern, die einen subventionierten Betreuungsplatz ergattern haben und fast nichts dafür bezahlen müssen, machen in der Regel nicht mit. Weshalb sollten sie?

Möglichst viel Verantwortung an den Staat wegzudelegieren, ist der kleinste gemeinsame Nenner des Milieus. Solidarität wird mit dem Wahlzettel ausgeübt, so dass man sich ansonsten guten Gewissens darum foutieren kann. Auch dieses Phänomen ist gut untersucht, es gibt sogar einen psychologischen Fachbegriff dafür: *self-licensing*, auf Deutsch:

---

### Solidarität wird mit dem Wahlzettel ausgeübt, so dass man sich ansonsten darum foutieren kann.

---

«moralische Lizenzierung». Eine frühere gute Tat, zum Beispiel grün zu wählen oder Bio-Produkte zu kaufen, wird als moralische Rechtfertigung («Lizenz») erachtet für Handlungen, die man sonst eher vermeiden würde.

In den USA ergab eine Studie, dass linke Wähler 30 Prozent weniger für wohltätige Zwecke spenden als konservative, obschon sie im Durchschnitt 6 Prozent mehr verdienen. Nicht nur beim Geld sind Linke nachweislich knausriger, auch in anderen Bereichen wie etwa beim Blutspenden. 2014 sorgte eine Umfrage in Deutschland für Aufsehen: Sie ergab, dass Wähler der grünen Partei mit Abstand am meisten fliegen. Dies ist wohl auch damit zu erklären, dass die Anhänger der Grünen überdurchschnittlich gut gebildet sind und gut verdienen, aber nicht nur: Das Resultat entspricht genau der Erkenntnis der Psychologie.

Unter dem Stichwort «self-licensing» stösst man in Wissenschaftsmagazinen auf unzäh-

lige Studien mit zuweilen erstaunlichen Resultaten. 2009 erschien zum Beispiel im angesehenen *Journal of Experimental Social Psychology* ein Bericht, laut dem weisse Unterstützer des dunkelhäutigen Präsidenten Barack Obama eher dazu neigen, im Alltag Weisse zu bevorzugen. Obama gewählt zu haben, erachteten die Testpersonen unbewusst als Lizenz, Schwarze überkritisch zu beurteilen, zum Beispiel am Arbeitsplatz. Gemäss den Psychologen der Stanford University, die die aufwendige Studie durchgeführt hatten, argumentieren diese Leute sich selbst gegenüber: «Ich bin kein Rassist, ich habe ja Obama gewählt.» Ähnlich wie die fliegenden Grünen-Wähler: «Ich bin kein Umweltverschmutzer, ich wähle ja grün.» Die Studie findet man im Internet unter dem Titel «Endorsing Obama licenses favoring Whites».

Zurück nach Zürich. Kürzlich beschrieb *Tages-Anzeiger*-Journalistin Michèle Binswanger in einem lesenswerten Blog-Beitrag die wachsende Intoleranz im urbanen linken Milieu, die sich vor allem in sozialen Medien äussert. «Man sucht nach Feinden, an denen man sich abarbeiten kann: Rassisten, alte weisse Männer, SVPLer – und wenn solche nicht verfügbar sind, sucht man sich welche, notfalls auch in den eigenen Reihen», schrieb sie. Und weiter: «Als George W. Bush mit den Worten <You are either with us or against us> den Irakkrieg anzettelte, sorgte das bei den Linken für heftigsten Aufruhr. Heute verhält sich der Linkskult in den sozialen Medien genau so: Entweder du unterstützt unsere Doktrin – oder du gehörst nicht dazu, bist eine Rechte, ein Nazi.»

### «Heilige Abwehrschlacht»

Vielen moderaten Linken ist die rabiate Haltung gegen alles, was nicht explizit links ist, selbst nicht mehr geheuer. SP-Urgestein Rudolf Strahm schrieb kürzlich: «Bildungseliten und Regierungsestablishments haben sich zur heiligen Abwehrschlacht aufgemacht.» Sinnbildlich für diesen Furor sind die Reaktionen, als vor einigen Wochen das hippe Online-Magazin *Republik* eine Beizentour mit SVP-Nationalrat Alfred Heer machte und beschrieb, wie der Politiker aus einem Lokal im Kreis 4 von SVP-Hassern brüsk rausgeschmissen wurde. Linke Anhänger des Magazins meinten ernsthaft, so etwas hätte nicht publiziert werden dürfen, das wecke Sympathien für die Rechten, trage zu deren «Normalisierung» bei.

Wenn links sein bedeutet, gewisse Dinge nicht mehr auszusprechen, bloss weil dies der anderen Seite helfen könnte, oder Andersdenkenden das Gespräch zu verweigern, wie das prominente Exponenten aus Wissenschaft und Kultur postulieren, so muss ich sagen: Da gelte ich gerne als rechts. Sogar als Velofahrer im Zürcher Kreis 3.

## Personenkontrolle

### Darbellay, Meili, Maurer, Lipp, Schaltegger, Vincenz, Zanetti, Blum, Alioth, Nufer, Liechtenstein, Fischlin, Schneider-Schneiter, Trump, Obama

Christophe Darbellay, Familienpolitiker im Walliser Staatsrat, mag keine unabhängigen Journalisten. So diktierte er über seinen Anwalt **Andreas Meili** im Herbst 2016 während des Wahlkampfs dem *Sonntagsblick* schriftlich, was wann wie wo und wie viel über seine aussereheliche Vaterschaft berichtet werden durfte. Wer nicht nach seiner Pfeife tanzt, muss dagegen mit Vergeltung rechnen. Als die Westschweizer *L'illustré* Mitte März Dokumente veröffentlichen wollte, die in Zweifel ziehen, ob Darbellay es mit seinen Pflichten und Wahlversprechen wirklich so ernstgemeint hatte, verhinderte er die Publikation in letzter Sekunde. Dafür durfte *L'illustré* zusammen mit der *Schweizer Illustrierten* zwei Wochen später eine 16-seitige, vom Walliser Steuerzahler finanzierte Publi-reportage abdrucken, in der auch Staatsrat Darbellay ausführlich «interviewt» wird – und zwar genau so, wie es ihm gefällt: frei von kritischen Fragen und unbequemer Widerrede, alles nur im besten Sonnenschein. Immerhin wurde die Propagandabeilage diese Woche auch dem *Walliser Boten* beigelegt, der allen Drohungen zum Trotz furchtlos und kritisch über den Fall Darbellay berichtete. (axb)

**Ueli Maurer**, Mister «kä Luscht», liess die Fernsehkameras von SRF-Journalist **Reto Lipp** ins Leere filmen. Eigentlich hätte der SVP-Finanzminister für die Sendung «Eco» über die Unternehmenssteuervorlage interviewt werden sollen. Doch als dem Magistraten vorgängig der sein Interview einleitende Beitrag vorgespielt wurde, brach er die Übung ab. Nach Lipps Darstellung störte sich Maurer daran, dass in dem Beitrag die Rede von «altem Wein in neuen Schläuchen» ist und dass der Ökonom **Christoph Schaltegger**, ein ihm offenbar nicht genehmer Gegner der Vorlage, zu Wort kommt. Maurers Sprecher begründet den Abbruch des Interviews damit, dass das SRF seine Zusagen nicht eingehalten habe. So oder so: Es ist nicht das erste Mal, dass Maurer das Schweizer Fernsehen hocken lässt. Direkt nach seiner Wahl in den Bundesrat beschied er auf eine Interviewanfrage von Fernsehmann **Gion-Duri Vincenz** kurz und bündig: «Kä Luscht!» (fsc)

**Claudio Zanetti**, Radiokritiker, verbucht einen ebenso grossen wie seltenen Punktsieg. Er hatte bei SRF-Ombudsmann **Roger Blum** Beschwerde eingelegt gegen einen Beitrag des «Echos der



Nur Sonnenschein: CVP-Staatsrat Darbellay.



Fabel: Journalist Nufer.



Rüge: CVP-Nationalrätin Schneider-Schneiter.



Punktsieg: SVP-Nationalrat Zanetti.

Zeit». Grossbritannien-Korrespondent **Martin Alioth**, so Zanetti in seiner Beschwerde, habe seinen Zuhörern bei der Labour-Abspaltung im Februar verschwiegen, dass der grassierende Antisemitismus bei den britischen Sozialisten ein wichtiger Auslöser für einige Parlamentsmitglieder gewesen sei, die Partei zu verlassen. Jetzt hat Ombudsmann Blum die Beschwerde «teilweise gutgeheissen». «Alioth unterschlug den Antisemitismus-Grund, und insofern war der Beitrag nicht sachgerecht.» Davon, dass – wie von Zanetti gerügt – der erstarkende Antisemitismus in Europa bei SRF allgemein zu wenig Raum bekomme, könne aber nicht die Rede sein, so Blum weiter. (fsc)

**Christoph Nufer**, Märchenonkel, deutet das Protokoll des Gesamtbundesrates bei Staatsempfangen etwas eigenwillig um. Als der Leiter der Bundeshausredaktion des Schweizer Fernsehens SRF nach dem Staatsbesuch von Erbprinz **Alois von und zu Liechtenstein** von «Tageschau»-Sprecher **Franz Fischlin** gefragt wurde, weshalb man dem kleinen Nachbarland so viel Wichtigkeit beimesse, weil sieben Bundesräte zugegen waren, fabulierte Nufer: Die Schweiz sei auf den Goodwill von Liechtenstein angewiesen. Deshalb wohl der grosse Bahnhof beim



Übung abgebrochen: SVP-Bundesrat Maurer.

Empfang des Erbprinzen. Entweder wollte der SRF-Polit-Chef bloss nett sein mit den Liechtensteinern. Oder er hat einfach in seiner Schulzeit den Staatskundeunterricht geschwänzt. Denn sonst wüsste er, dass bei Staatsempfangen stets der Gesamtbundesrat aufmarschieren muss – weil die Schweiz kein Staatsoberhaupt hat. (hmo)

**Elisabeth Schneider-Schneiter**, Twitter-Teilnehmerin, rügt den amerikanischen Präsidenten **Donald Trump**. In dem sozialen Netzwerk schreibt die CVP-Nationalrätin und Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats, Trump eröffne eine «weitere Flanke seiner protektionistischen Wirtschaftspolitik». Auslöser für Schneider-Schneiters Erwiderung gegenüber dem US-Präsidenten war ein Tweet Trumps, in welchem dieser sich über einen Entscheid der Welthandelsorganisation WTO freute. Die WTO verurteilte Ende März die EU-Subventionen an den deutsch-französischen Luftfahrt-Champion Airbus. Das entsprechende Verfahren gegen die EU war noch von der Regierung von **Barack Obama** angestrengt worden. Trump will auf das Urteil mit, gemäss WTO-Reglement erlaubten, Strafzöllen reagieren. Wer also betreibt hier «protektionistische Wirtschaftspolitik», Frau Nationalrätin? (fsc)



## Nachruf

**Franz Weber (1927–2019)** – Er hat sich mit der Aura des Poeten aus dem Pariser Quartier Montparnasse umgeben. Der Modejournalist wusste, dass er ein schöner Mann war, trug immer diskret-elegante Anzüge, meist grau, mit Poschettli, hatte eine sanfte Stimme und gute Manieren. Ich habe mich immer gefragt, warum er dieses Haartoupet braucht, das als solches jedem sofort auffällt. Er wollte jung und frisch wirken, nicht wie ein militanter Kämpfer aussehen. Er hat einen ganz neuen Stil erfunden: den des eleganten Oppositionellen mit der sanften Stimme. Und ist dabei beim Publikum wunderbar angekommen.

Als junger Journalist und Welschland-Korrespondent der *National-Zeitung* bin ich ihm oft begegnet, hat er mich immer im Voraus über eine neue Aktion informiert. Er war wieder einmal Retter in der Not und es war selbstverständlich skandalös, was da mit dem Rebbeg Lavaux geschehen soll, mit den Donauauen oder den Robbenbabys. Stellen Sie sich mal vor, sagte er, das darf doch nicht sein.

Seine Beziehung zu den Medien war seine beste Waffe: Wenn er etwas denunzierte,



**Ganz neuer Stil:** Umweltaktivist Weber.

berichteten alle gerne über diesen Vorläufer des militanten Landschafts- und Umweltschutzes. Seine Gegner waren weniger nett: Im Welschland hiess es sofort, was will dieser Basler bei uns? Er kriegte Gülle, Schläge auf den Kopf,

aber er wusste, dass die Fotografen das mitkriegen. Dank seinem Anwalt hat er eine famose Entdeckung gemacht: In der Waadt gibt es ein Initiativrecht, das noch nie jemand genutzt hat!

Er lancierte eine Volksinitiative gegen den Bau einer Autobahndurchfahrt durch das schönste Quartier am See. Und gewann.

### Er demonstrierte nicht, er handelte

Auf den Hilferuf eines Anwalts, dem die Gemeinde Villette einen Bau vor die Villa setzen wollte, lancierte er die erste Initiative «Rettet das Lavaux», mit einem Bau-stopp für den Rebbeg. Und gewann.

Sein *coup de maître* war natürlich die Zweitwohnungsinitiative, für die er schon seine Tochter Vera als Nachfolgerin ins Gefecht geschickt hatte. Und gewann.

Viele Menschen sind Franz Weber dankbar. Viele fluchen noch heute über ihn. Er kommt mir nachträglich vor wie diese jungen Klimarebellen, die heute auf die Strasse gehen. Aber er demonstrierte nicht, er handelte, immer, sofort.

*Peter Rothenbühler*

# Typisch Schweiz: NEW SUZUKI TRADIZIO® 4 x 4.

SUZUKI  
**0.9%**  
HIT-LEASING

## NEW SUZUKI IGNIS TRADIZIO® 4 x 4

BEREITS AB Fr. 113.-/MONAT  
ODER FÜR Fr. 17990.-

## NEW SUZUKI SWIFT TRADIZIO®

BEREITS AB Fr. 114.-/MONAT  
ODER FÜR Fr. 16990.-

HYBRID

## NEW SUZUKI SX4 S-CROSS TRADIZIO® 4 x 4

BEREITS AB Fr. 207.-/MONAT  
ODER FÜR Fr. 27490.-

BOOSTERJET

JETZT BIS ZU  
Fr. 2700.-  
SPAREN\*



ALL GRIP 4x4!

\*Inklusive Tradizio® Zusatzpaket. Fr. 1500.- Frühlingbonus gültig für die Modellvarianten Suzuki New Ignis und New Swift. Ausgeschlossen ist die Modellvariante Suzuki New Swift Sport. Angebot gültig bis 31. Mai 2019 (Fahrzeug muss bis 31. Mai 2019 eingelöst werden).

**SUZUKI FAHREN, TREIBSTOFF SPAREN:** New Suzuki Ignis TRADIZIO® 4 x 4, 5-Gang manuell, 5-türig, Fr. 17990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.2l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 118g/km; CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 27g/km; New Suzuki Swift TRADIZIO®, 5-Gang manuell, 5-türig, Fr. 16990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 4.9l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: E, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 112g/km; CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 26g/km; New Suzuki SX4 S-CROSS TRADIZIO® 4 x 4, 6-Gang manuell, 5-türig, Fr. 27490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.2l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 141g/km; CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 33g/km; **Hauptbild:** New Suzuki Ignis TRADIZIO® Top 4 x 4, 5-Gang manuell, 5-türig, Fr. 19990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.2l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 118g/km; CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 27g/km; New Suzuki Swift TRADIZIO® Top Hybrid, 5-Gang manuell, 5-türig, Fr. 19690.-, Treibstoff-Normverbrauch: 4.4l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: C, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 100g/km; CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 23g/km; New Suzuki SX4 S-CROSS TRADIZIO® Top 4 x 4, 6-Gang manuell, 5-türig, Fr. 31490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.2l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 141g/km; CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 33g/km. Durchschnittswert CO<sub>2</sub>-Emissionen aller in der Schweiz neu immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 137g/km.

SUZUKI GARANTIE  
**5 JAHRE**  
AUF ALLE SONDERMODELLE  
TRADIZIO®  
PREMIUM

Die kompakte Nr. 1

SUZUKI  
Way of Life!

SUZUKI  
**0.9%**  
HIT-LEASING

**Leasing-Konditionen:** 24 Monate Laufzeit, 10000 km pro Jahr, effektiver Jahreszins 0.9%. Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung: 30% vom Nettoverkaufspreis. Der Leasing-Zinssatz ist an die Laufzeit gebunden. Ihr offizieller Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein individuell auf Sie zugeschnittenes Leasing-Angebot für den Suzuki Ihrer Wahl. Leasing-Partner ist die MultiLease AG. **Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.**

www.suzuki.ch

# Deutschlands Wirtschaft wird demontiert

Von Beat Gygi — Die deutschen Exporteure sind Weltmeister, die Arbeitslosigkeit ist gering, dem Land scheint es gutzugehen, auch wenn jetzt eine Flaute kommt. Der Schein trägt: Umwelt-, Sozial- und Geldpolitiker zerstören die Grundlage der Wirtschaft.



Den Meister zeigen: Kanzlerin Merkel.

Die Weltkonjunktur macht Deutschland zu schaffen, die Exportzahlen im Februar waren eine herbe Enttäuschung, der langjährige Aufschwung der Wirtschaft scheint zu Ende zu gehen. Neueste Zahlen zeigen nun auch, wie viel flauer als vorher erwartet das Jahr 2018 ausgefallen ist, weil die Wirtschaft im zweiten Semester einen Schwächeanfall hatte. Nur um 1,4 Prozent ist das Bruttoinlandprodukt gewachsen statt um die vorausgesagten 2,2 Prozent. Die Grafik unten ist eine Art Tachometer und zeigt, wie die Wachstumsraten der einzelnen Quartale lange Zeit ziemlich hoch waren und soeben schlagartig auf null gefallen sind. Die Ökonomen des Münchner Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung erwarten nun wieder eine Beschleunigung, aber nicht eine, die einen in den Sitz drückt. Man fährt jetzt Opel statt Porsche.

Ist das schlimm? Noch nicht wirklich. Die jüngsten Exportzahlen bedeuten ja immer noch einen Rekord, und in vielfacher Hinsicht handelt es sich um eine Normalisierung der Verhältnisse. «Die deutsche Wirtschaft durchläuft nunmehr eine Abkühlung, in der die

gesamtwirtschaftliche Überauslastung zurückgeht», schreiben die fünf grossen Wirtschaftsforschungsinstitute in ihrem jüngsten Gemeinschaftsgutachten dieses Frühlings. Spezielle Störungen waren 2018 die Behinderungen des Schiffsverkehrs und etlicher Fabriken durch Niedrigwasser sowie der Autoindustrie durch neue Emissionsgrenzwerte.

## Was läuft falsch?

Deutschland hat das Image eines Landes mit einer mächtigen, fast unverwüstlichen und stabilen Wirtschaft, die oft auch beweglicher ist, als man denkt. Im vergangenen Herbst hat das Land sogar die Schweiz überholt. Jahrelang war die Schweiz vorher im Global Competitiveness Index des World Economic Forum (WEF) die Nummer eins, sie galt als wettbewerbsfähigstes Land der Welt, meistens vor Singapur und den USA. Aber in der neuen WEF-Rangliste standen im Oktober plötzlich die USA, Singapur und Deutschland auf den

Plätzen eins bis drei; die Schweiz kam erst an vierter Stelle, sie war vom Podest gestossen – eben auch von Deutschland. Auch im Alltagsleben ist es in Deutschland besser als in der Schweiz. Wenn man nämlich neben den amtlich als arbeitslos gemeldeten Personen auch jene zählt, die ausgesteuert und unfreiwillig ohne Stelle sind, steht Deutschland mit einer Erwerbslosenquote von heute 3,1 Prozent besser da als die Schweiz mit ihren 5,1 Prozent.

Ins Bild passt auch die Stellung des Landes als Exportweltmeister, zwar nicht in absoluten Ausfuhrzahlen, da ist China der Star, aber laut Ifo-Daten hat Deutschland 2018 zum fünften Jahr in Folge den grössten Leistungsbilanzüberschuss aller Länder auf der Welt erzielt. Mit 294 Milliarden Dollar war dieser Saldo grösser als der Überschuss von Japan und Russland zusammen, die auf Rang zwei und drei liegen. Kurz: Die Deutschen arbeiten wie besessen fürs Ausland, sie alle zeigen den Leuten in den andern Ländern so richtig den Meister.

Vor allem auch den Kollegen in der EU. Forscher des Freiburger Centrums für Europäische Politik haben kürzlich errechnet, dass Deutschland seit der Einführung des Euro 1999 am meisten von der Gemeinschaftswährung profitiert habe, wogegen Frankreich und Italien die grössten Verlierer seien. Ein Wohlstandsgewinn von 1,9 Billionen Euro habe sich bei den Deutschen in den vergangenen zwanzig Jahren angesammelt, gut 23 000 Euro pro Kopf. Ähnlich gut stehen die Niederlande da (21 000 Euro). Bitter sieht es für die Franzosen (minus 56 000 Euro) und die Italiener (minus 74 000 Euro) aus.

Also ist trotz Konjunkturflaute für Deutschland alles nicht so schlimm? Das stimmt nicht. Es steht viel schlechter um das Land, als viele denken. Die Studie zu den Profiteuren des Euro gilt vor allem der Frage nach dem Sozialprodukt, nur das Einkommen wird betrachtet und nicht das, was darunter alles hin- und hergeschoben, den einen weggenommen, den andern gegeben wird oder was alles von oben befohlen wird. Die

deutsche Wirtschaft befindet sich in Wirklichkeit in einem wackligen und morschen Rahmen, die Eigentumsrechte sind nicht mehr narrensicher, also nicht mehr sicher vor Narren, wie sie die grün-rote Politik prägen. Was läuft denn eigentlich falsch in Deutschland?

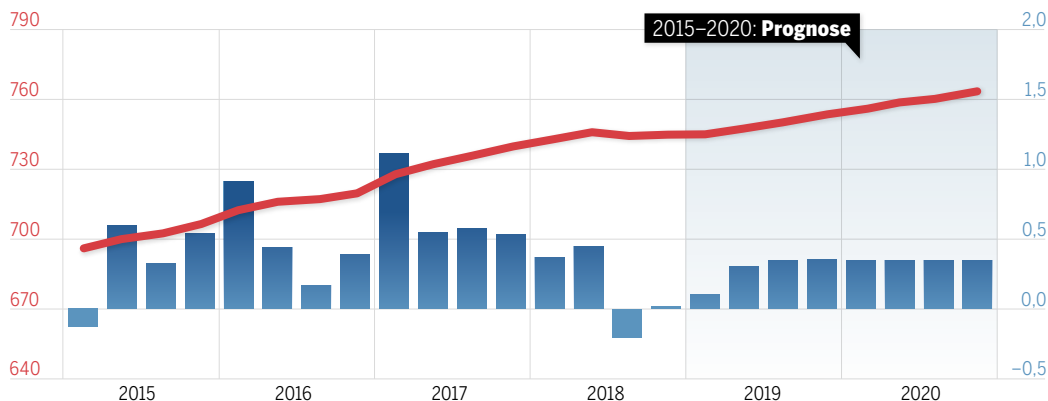


Minister Altmaier.

**1 — Wechselkurs-Doping.** Der Euro ist eine ziemlich weiche Währung, da die Europäische Zentralbank (EZB) eine sehr lockere Geldpolitik betreibt und die Euro-Zone keinen dynamischen Wirtschaftsraum darstellt. Der Wechselkurs ist für alle sechzehn Länder gleich, für die einen ist er, gemessen an ihren Verhältnissen, zu hoch, für die andern zu niedrig. Für die deutsche Wirtschaft ist der Euro-Kurs sehr niedrig. In Wirtschaft und Politik freut man sich grösstenteils darüber, weil deutsche Firmen in einem anderen Währungsraum mit niedrigeren Verkaufspreisen antreten können. Aber was heisst das für die Bürger? Sie verkaufen ihre tollen Autos und Industrieanlagen für weniger Geld, als wenn der Euro einen stärkeren Wechselkurs hätte. Sie geben den Ausländern quasi ungewollt Rabatt. Und vor allem: Ein billiger Euro macht die Importgüter teurer, die deutsche Bevölkerung kann sich weniger davon leisten, das macht sie ärmer – was natürlich kein Politiker sagt. Das Wort «Exportweltmeister» wird mit Stolz ausgesprochen, auch wenn das Wechselkurs-Doping die Deutschen dazu verleitet, sich für das Ausland zu verausgaben. Der niedrige Euro-Kurs hat eine weitere Nebenwirkung: Die begünstigten Firmen haben keine grossen Anreize, sich fit zu halten, Kosten zu senken und Neues zu suchen. Die Schweizer Industrie hat in den letzten acht Jahren eine enorme Aufwertung des

## Im Luftloch

Reales Bruttoinlandprodukt in Deutschland, Quartalszahlen zu Volumen (rote Linie) und Veränderungen gegenüber dem Vorquartal in Prozent (blaue Säulen)



QUELLEN: STATISTISCHES BUNDESAMT, IFO INSTITUT

### Die Wachstumsraten sind auf null gefallen.

Frankens verarbeiten müssen, während die deutsche Konkurrenz eine süsse Zeit hatte.

**2 — Im Geld erstickt.** Seit der Finanzkrise überschwemmen die Notenbanken der Welt die Wirtschaft mit Geld und drücken die Zinsen, um Markteinbrüche und Konkurse zu verhindern. Die Nullzinspolitik der EZB hat den Investoren den Zins als Orientierungshilfe weggenommen, so dass billiges Geld dazu verleitet, auch unproduktive Projekte

anzugehen und schlechtgeführte Unternehmen mit Krediten durchzufüttern, obschon diese am Markt langfristig nicht überleben können. Laut Erhebungen von Creditreform würde rund ein Fünftel der deutschen Firmen eine Zinserhöhung um 3 Prozent – was eine Normalisierung der Geldpolitik wäre – nicht verkraften. Nach anderen Studien sind fast ein Zehntel der Firmen Zombies, also eigentlich tote Unternehmen, die mit ihrer Weiterführung unproduktiv Kapital und Zeit

DER HINGUCKER UND  
ALLESKÖNNER  
FÜR IHR EIGENES  
WASSER.

**BRITA VIVREAU VITAP WASSERSPENDER:  
HEISS, KALT UND GESPRUDELT**

Weitere Informationen: [www.brita.ch/wasserspender](http://www.brita.ch/wasserspender)



## Obrigkeitgläubig

Viele finden Schlupfwege aus dem Regeldickicht der EU, die Deutschen aber nie.

Die Aufgabe war ganz einfach: der Austausch eines Waschtisches. Der Handwerker der Herstellerfirma sagte aber lakonisch, seine Berufsgenossenschaft erlaube es ihm nicht, Hand anzulegen. Denn die Möbelfirma habe den alten Waschtisch nicht mit vier Bolzen an der Wand befestigt. «Vorschriften, Sie verstehen.» Immerhin nahm die Möbelfirma den Austausch vor, aber ohne die Wasserhähne zu installieren. «Unsere Leute sind keine Klempner, Vorschriften, Sie verstehen.»

Der Vorfall zeigt im Kleinen, woran Deutschland im Grossen krankt. Das Land, das der Welt die DIN-Norm schenkte, hat mittlerweile so gut wie jeden Bereich des Lebens reguliert – vom Arbeitsplatz über den Kindersitz bis zur Zuwanderung. Das Netz an Vorschriften und Bedingungen ist so eng geknüpft, dass es jede Initiative lähmt. Eine Firmengründung dauert nach Weltbankangaben in Deutschland im Schnitt acht Tage, doppelt so lange wie in Frankreich, Norwegen und Dänemark.

### Rückfall der Grünen

Neben Geboten gibt es Verbote, und da tun sich vor allem die Grünen hervor – vom Wurstkonsum bis zur Urlaubsreise. Das jüngste Beispiel betrifft den Miet- und Immobilienmarkt. In Berlin wurde ein Volksbegehren lanciert, das die Enteignung von Unternehmen fordert, die zahlreiche Wohnungen besitzen. Zwar erlaubt das Grundgesetz grundsätzlich den Zwangsverkauf von Privateigentum an den Staat, doch der Prozess ist langwierig und letztlich teuer. Von der SPD über die CDU bis zur AfD lehnten alle diesen Rückfall in DDR-Sozialismus ab, aber nicht die Grünen. Ihr Vorsitzender Robert Habeck redete mit ernstem Augenaufschlag Enteignungen das Wort.

Zur fleissigsten Regelmaschine hat sich die EU entwickelt. Seit 1957 hat die nicht gewählte Quasi-Regierung der Union mehr als 100 000 Direktiven, Verordnungen und Entschliessungen erlassen. Erlassen, nicht verabschiedet. Während Direktiven Zielvorgaben für die Mitgliedsländer sind und Entschliessungen nur für den jeweiligen Adressaten verbindlich sind, handelt es sich bei den Regulierungen – der Mehrzahl der Vorschriften – um Rechtsakte, die mit Datum ihrer Veröffentlichung in allen EU-Staaten Rechtskraft erhalten. Viele finden Schlupfwege aus dem Regeldickicht, die Deutschen aber nie: Ihr angeborener Obrigkeitssinn lässt sie selbst jene Vorschriften befolgen, die eigentlich unerfüllbar sind. *Wolfgang Koydl*

binden. Ins Bild passt die angestrebte Fusion der zwei angeschlagenen Institute Deutsche Bank und Commerzbank.

**3 — Konsum statt Investitionen.** In den zehn Jahren seit der Finanzkrise haben die tiefen Zinsen in Deutschland vorübergehend den Konsum angekurbelt, aber die Investitionen nicht beschleunigt, im Gegenteil. Innerhalb von zwanzig Jahren ist der Anteil der Bruttoinvestitionen laut Ifo-Daten von rund 2,5 auf 2,1 Prozent des Bruttoinlandsprodukts gesunken. Der mangelhafte Zustand von Strassen und Bahnen regt immer mehr Firmen und Leute auf, und besonders zynisch werden Kommentare, wenn es um Kommunikationsnetze geht, bei denen der Mobilfunkempfang zwanzig Kilometer ausserhalb der Agglomeration zur Glückssache wird. Auch im Staatshaushalt gilt: Konsum vor Investitionen. Die Sozialausgaben machen rund die Hälfte des Staatsbudgets aus; in den Gemeinden legen diese rasant zu, dafür bleibt weniger übrig für die Schulen.

**4 — Die Illusion vom reichen Land.** Deutschland sei ein reiches Land, ist oft zu hören, unter anderem, wenn es um Hilfeleistungen zur Rettung des Euro geht. Noch ist aber eine Erhebung der Notenbanken aus dem Jahr 2013 in frischer Erinnerung, bei der das durchschnittliche Vermögen deutscher Haushalte mit 195 000 Euro deutlich unter dem Niveau der französischen (233 000), italienischen (275 000) oder spanischen (291 000) lag. In Deutschland gibt es eben viele schlecht-bezahlte Stellen, und der Staat zieht viel Geld an sich. Die Behauptung, dass im Gegenzug die deutsche Rente vergleichsweise grosszügig sei, trifft nicht zu, künftige Rentenkürzungen zeichnen sich ab. Und explosiv ist der Befund, auf den der Ökonom Hans-Werner Sinn jeweils hinweist: Die deutschen Exporte in die Euro-Länder wurden bisher nicht wirklich bezahlt. Die Firmen erhielten zwar ihr Geld, aber die Überweisung im Euro-System wurde Deutschland nur versprochen in einer Gutschrift, die beispielsweise in Italien oder Frankreich liegt. Diese sogenannten Target-Salden betragen für Deutschland zurzeit gut 870 Milliarden Euro: So viel steht ihm zu, hat es aber noch nicht erhalten. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass das so bleibt, denn die Salden haben ewige Laufzeit bei Nullzins. Kurz: Die Deutschen haben den Ausländern viele tolle Autos gratis gegeben.

**5 — Desindustrialisierung.** Im Februar hat der deutsche Wirtschaftsminister Peter Alt-

maier für Deutschland eine «Nationale Industriestrategie 2030» vorgestellt, um «gemeinsam mit den Akteuren der Wirtschaft einen Beitrag zu leisten zur Sicherung und Wiedererlangung von wirtschaftlicher und technologischer Kompetenz, Wettbewerbsfähigkeit und Industrieführerschaft auf nationaler, europäischer und globaler Ebene». Das ist eine



Politikerin Schulze.

doppelte Bankrotterklärung der Regierung um Angela Merkel. Erstens gibt Altmaier zu, wie weit Deutschland in den letzten zehn Jahren offenbar wirtschaftlich und technisch abgestiegen ist. Zweitens schlägt er Massnahmen vor, die in Richtung Planwirtschaft und Regulierungsspirale, nicht in Richtung Wettbewerb, Markt und mehr Eigenständigkeit für Bürger und Unternehmen gehen. Das Wirtschaftsministerium, das in jüngerer Zeit etliche mittelmässige Chefs hatte, hat selber viel zur Schädigung der deutschen Wirtschaft beigetragen; seit fünf Jahren hat es die Federführung für die Umsetzung der Energiewende, 26 Gesetze und 33 Verordnungen sollen von der Produktion bis zum Verbrauch der Energie die Details regeln. Laut Bundesrechnungshof hat die Energiewende allein 2017 rund 34 Milliarden Euro gekostet, Altmaier hatte früher als Umweltminister sogar von einer Billion Euro für den ganzen Umbau mit dem überhasteten Ausstieg aus Kernkraft, Kohle, Öl und Gas gesprochen. Die heutige Umweltministerin, Svenja Schulze (SPD), hilft mit ihren Forderungen nach CO<sub>2</sub>-Reduktionen und der Förderung sogenannt emissionsfreier Antriebe, die Kosten für Bürger und Firmen in die Höhe zu treiben. In Deutschland haben die Strompreise soeben ein Allzeithoch erreicht.

**6 — Im EU-Käfig.** Deutschland begibt sich in immer engere Verstrickungen mit der EU, und nach dem Ausscheiden Grossbritanniens fehlt dem Land ein Verbündeter gegen die Verfechter der fortschreitenden Vergemeinschaftung von Schulden und Regulierungen in der Union. In der Auseinandersetzung um die Geldpolitik der EZB hat das Bundesverfassungsgericht den Widerstand gegen den Europäischen Gerichtshof bereits aufgegeben, so dass der Zugriff der EU-Länder auf deutsches Geld in Zukunft leichter fallen dürfte als bisher. Eine gemeinsame Sozialpolitik ist das dominierende Thema im Europäischen Parlament. Der französische Präsident Emmanuel Macron sprach kürzlich von harmonisierter Lohnpolitik und von gemeinsamen Kassen etwa fürs Bezahlen des ökologischen Wandels und fürs Finanzieren von Innovationen. So wären die Deutschen im Opel bestens aufgehoben, denn diese Marke gehört zu Peugeot.

# Holt euch, was euch gehört!

Die in Berlin geforderte Enteignung von Immobilienfirmen ist überfällig. Bei der Umsetzung könnte sich Deutschland an Modellen orientieren, die sich in der Schweiz bewährt haben.

Von *Jacqueline Badran*

*Liebe Berlinerinnen, liebe Berliner*

Endlich wehrt ihr euch. Das anonyme globale Kapital hat sich euren Lebensraum genommen. Es hat aus euren Häusern eine Kapitalverwertungs-Veranstaltung gemacht. Und ihr seid nun diejenigen, die deren Kapitalrendite finanzieren müssten. Monat für Monat und immer mehr. In den letzten Jahren haben sich die Mieten bei euch fast verdoppelt. Und ihr finanziert die Rendite der Immobilienkonzerne gleich doppelt. Nämlich zusätzlich mit euren Steuern. Bei jeder steuerfinanzierten Investition der öffentlichen Hand in Strassen, Schulen, Kinderbetreuung, Parks, öffentlichen Verkehr und dergleichen steigt sowohl der Vermögenswert als auch der Ertragswert der Liegenschaften. So ganz leistungsfrei – einfach so. «Infrastrukturgewinne» nennt sich das.

Das macht die Immobilienbranche zur mit Abstand meistsubventionierten Branche überhaupt. Dagegen sind die Bauern Kleinkram. Wenn Liegenschaften Hunderttausenden von Eigentümern gehören, macht das für jeden einen kleinen Beitrag. Aber wenn das Eigentum auf wenige Konzerne konzentriert ist, läppert sich da ganz schön etwas zusammen. Ich finde, dafür sollten sich die Immobilienkonzerne bei euch mal ordentlich bedanken.

## Besseres Ordnungsprinzip

Denn eigentlich ist das, was bei euch – und an vielen anderen Orten der Welt – läuft, ein Rückschritt ins Mittelalter. Damals musste man den Landvögten für die Bodennutzung einen Zehnten abgeben. Die bürgerliche Revolution machte ein Ende mit dem Grossgrundbesitz und dem Zehnten. Moderne liberale und demokratische Rechtsstaaten haben ein besseres Ordnungsprinzip: Die Grundgüter gehören denjenigen, die sie nutzen und von ihnen abhängig sind.

Grundgüter sind alle Güter, die Menschen in Zivilisationen zum Leben brauchen. Ökonomisch gesprochen, herrscht Zwangskonsum. Man kann ja nicht nicht wohnen. Primär essen-

ziell sind Boden, Luft und Wasser. Sekundär essenziell sind Bildung, Gesundheitsvorsorge, Strom, Mobilität, Kommunikationsinfrastruktur und Sicherheit.

Diese Güter sind oder waren (vor dieser fatal systemwidrigen Privatisierungswelle in den neunziger und nuller Jahren) im Eigentum der Gemeinschaft. Eines der Erfolgsmodelle für die Nachkriegswirtschaft in allen westlichen Demokratien: Niemand musste auf den Grundgütern einem Eigentümer Gewinne abliefern. Das führte zu einem beispiellosen Aufstieg einer kaufkräftigen Mittelschicht und war Grundlage einer noch nie dagewesenen individuellen Freiheit.



*Jacqueline Badran.*

Gerade ihr Berliner solltet das wissen. Ihr hattet mal die Wasserversorgung privatisiert. Fortan musstet ihr jedes Mal, wenn ihr den Wasserhahn aufdrehtet, 9 Prozent Zinsen dem Wasservogt abliefern. Nein, das nannte man nicht Gewinnabschöpfung, sondern «angemessene Verzinsung des Kapitals». Ihr habt euch das Wasser zurückgeholt. Gut so. Und jetzt holt ihr euch eure Häuser aus den Klauen der modernen Landvögte zurück.

Eigentlich müsste die ganze Wirtschaft und die ganze Politik hinter euch stehen. Denn alles, was zu viel und leistungsfrei, also systemwidrig, in den Immobilienmarkt zur Finanzierung der Rendite abgeführt wird, fehlt euch, um es anderweitig auszugeben. Jeder Kneipenbesitzer, jeder Schreiner, jeder Biobauer sollte da eigentlich mit euch mitmarschieren. Und vergesst nicht, der Konsum der privaten Haushalte ist immer noch die Konjunkturstütze Nummer eins und macht weit über 50 Prozent des Bruttoinlandsproduktes aus. Auch in Exportländern wie Deutschland oder der Schweiz.

Kommt dazu: Tiefe Mieten sind die beste Altersvorsorge. Wenn ihr jeden Monat 500 Euro mehr auf die Seite legen könnt, weil ihr keinem die Rendite finanzieren müsst, könntet ihr in einem Arbeitsleben eine ganze Viertelmillion ansparen. Mit Zinsen deutlich mehr. Ja, da kommt ganz schön was zusammen. Und ohne tiefe Mieten könnt ihr nicht für selbst-

genutztes Wohneigentum sparen. Kurz: Tiefe Wohnkosten sind der Grundstein der Freiheit und eines selbstbestimmten Lebens.

Anstatt dass Wirtschaft und Politik das einsehen, flicken sie an Pudels Kern vorbei herum: Mietpreisbremse, Wohngeld zur Förderung des Wohneigentums, Subjektfinanzierung (also noch mehr Subventionen für die Immobilienkonzerne). Was für ein Unsinn. Dann redet die Immobilienlobby den Politikern noch ein, den Aufkauf der Immobilien durch die öffentliche Hand könne man sich nicht leisten. Noch mehr Unsinn.

## Bargeld gegen Immobilie

Also wenn die Stadt Berlin das Gleiche macht wie die Immobilienkonzerne, dann wird aus dem, was so schön rentiert, plötzlich ein Verlustgeschäft? Nein, Immobilien sind immer ein Big Business, auch für den Staat.

Erstens ist der Kauf keine Ausgabe, sondern ein Aktiventausch: Bargeld gegen Immobilie. Zweitens ist die Investition durch die Mieten zu 100 Prozent refinanziert. Und drittens bleiben die Wertsteigerungen im Volksvermögen. Eine bessere Geldanlage als Immobilien gibt es für den Staat und die Bevölkerung nicht. Niemals.

Aber ein bisschen den Finger rausnehmen müsst ihr schon auch. Ihr solltet Genossenschaften gründen – schnell. So wie wir Schweizer das schon vor über 900 Jahren taten. Wenn ihr die Stadt Berlin zum Kauf der Liegenschaften bringen könnt, solltet ihr bereit sein. Denn es macht wenig Sinn, dass die Stadt die Immobilien vermietet und bewirtschaftet; sie sollte diese im Baurecht an gemeinnützige Baugenossenschaften abgeben. Das ist der dritte Weg, ein Konstrukt zwischen Miteigentum und Miete.

Und dann noch etwas: Hört mal endlich auf, von Sozialwohnungen zu reden. Das nervt. Wir sind hier nicht an einer sozialpolitischen Veranstaltung für die mit dem kleinen Budget, sondern an einer knallhart wirtschaftspolitischen. Immobilien sind mit Abstand das grösste volkswirtschaftliche Gut, die Wohnkosten mit Abstand der grösste Posten im Haushaltsbudget. Und schliesslich geht's um ein Prinzip. Das Prinzip, dass bei Grundgütern der Nutzen allgemein sein soll und nicht nur ein paar wenigen zugutekommen soll. Deshalb heisst das «gemeinnütziger Wohnungsbau» (was für ein wunderschönes Wort).

In dem Sinne – Grüsse aus der Schweiz, wo das gemeinnützige Prinzip noch einen hohen Stellenwert hat. Holt euch zurück, was euch gehört!

Jacqueline Badran ist SP-Nationalrätin und Unternehmerin.

Mehr zum Thema: [Seite 53](#)

# Als Paris die Hauptstadt der Welt und die Welt voller Wunder war

Von Michael Bahnerth — Der Existenzialismus scheint gerade wieder etwas ins Gespräch zu kommen. Ein kleiner Rückblick auf jene Tage, in denen ein paar Menschen in Paris eine neues Freiheitskonzept entwarfen, um dem Sein das Nichts zu nehmen.

Als der Krieg vorbei und Paris jeden Abend von neuem ein Laboratorium des Daseins war, trugen die ersten Frauen Dior, die Männer Anzüge und alle, die in ihrem konformistischen Glück von einem namenlosen, schwer greifbaren Unbehagen bedrängt wurden, das Gewand des Existenzialismus. Es war 1947, und noch trugen nicht alle, die am linken Ufer der Seine aus dem Kokon ihres Seins in die Weiten geistiger Welten, scheinbar grenzenloser Freiheiten und sinnvoller Existenzen schlüpfen wollten, jene schwarze Kleidung, die später die Uniform der Existenzialisten werden sollte. Weil Schwarz gut zur aufgesetzten Melancholie in ihren Gesichtern passt und den Look von Weltschmerz, Tod und Kunst symbolisiert. Das kam ein paar Jahre später, als der Existenzialismus geschrumpft war auf ein modisches Lebensgefühl, als er eine hübsche Rolle für das Ego war, aber keine Revolte mehr.

Da ist immer weniger, an dem man sich festhalten könnte in diesen ersten Jahreszeiten nach dem Krieg; Heimat, Vaterland, Nation, all die alten Tugenden – wertlos geworden, seit sie zu Kriegen führten. Gott ist nicht nur totgesagt, sondern nun auch begraben worden auf den Schlachtfeldern der jüngsten Gegenwart. Die Atombombe strahlt die Botschaft aus, dass die Menschheit in der Lage ist, sich selbst flächendeckend auszulöschen. Und da ist der Mensch, der einen Krieg im Kopf und in den Knochen hat und versucht, sich aus dem Netz der Desillusion zu befreien, der hungert nach Hoffnung in einer Welt, der er egal zu sein scheint. Das Jenseits als Hoffnung hat er verloren. Da ist nur das Diesseits, da ist nur die eigene Existenz, die, wie Sartre erklärte, der «Essenz» vorausgeht.

## Klingt gut, klingt nach Grenzenlosigkeit

Da ist der Mensch, dieses Unfertige, hineingeworfen in die Welt, die fremde, und zum Leben, dem schmerzvollen, verdammt, und er muss sich, seine Natur, sein Wesen erst definieren. Der Mensch erschafft sich erst durch sein Handeln, das ist die neue *Conditio humana*, die Grundbedingung unseres Menschseins von dem Augenblick an, da wir uns unserer selbst bewusst werden, bis zu dem Moment, da der Tod dieses Bewusstsein auslöscht. So schreibt es Sarah Bakewell in ihrem Buch «Das Café der Existenzialisten». Das Paris nach dem Krieg am linken Ufer der



Sinn des Seins? Pariser «Café de Flore», 1952.

Seine ist: Ich bin meine eigene Freiheit, nicht mehr und nicht weniger, und ich bin verdammt zur Freiheit. Weil ich frei bin, habe ich die Wahl, und wenn ich wähle, entscheide ich mich, wer ich sein will.

Das klingt gut, das klingt nach Grenzenlosigkeit, Masslosigkeit auch, nach Promiskuität, nach wenig Schuldgefühlen, aber natürlich gibt es ein Aber, es ist die Moral: Wir können wählen, in welcher Welt wir leben wollen, der moderne Mensch ist der Herr über das Schicksal der Welt. Wir können uns engagieren, wir können entscheiden, ob wir leben oder uns unser Leben nur erzählen wollen. Aber wir tragen Verantwortung in unserer

Freiheit der Gestaltung des Lebens und des Seins. Weil andere nach uns kommen werden.

Die neue Welt des neuen Denkens waren Cafés und Bars und Hotelzimmer. Es waren Alkohol und Nikotin und eine Menge Tabletten. Es war das Ausleben des Gedachten. Es ist die Epoche einer kleinen Gruppe von Protagonisten, die vordenken und vorleben, wie die Welt eine werden könnte, die nicht regelmäßig auf einem Schlachtfeld sich selbst auslöscht. Es sind die Tage vor allem von Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Albert Camus und Arthur Koestler, von Samuel Beckett, Pablo Picasso und Alberto Giacometti, von Boris Vian und Juliette Gréco, und als diese Tage, in

denen, anders als heute, das Belanglose nie von Belang war, ihre Halbwertszeit überschritten hatten, schenkten sie der Welt noch einen irdischen Engel, eine gelungene Kostprobe, dass der Existenzialismus auch eine Philosophie der Erotik war. Er entliess ein Wesen, das selbstbestimmt lebte, das sich nahm, was es wollte, das so schien, als ob all das Geistige sich in Perfektion verkörperlicht hätte; Brigitte Bardot. Schon deshalb kann Existenzialismus nicht falsch gewesen sein.

Simone de Beauvoir schrieb, zehn Jahre nachdem Bardot als Fünfzehnjährige 1949 das Coverblatt der *Elle* zierte: «Ihr Körper signalisiert nicht jene Grosszügigkeit, die auf Passivität beruht. [...] Im Spiel der Verführung ist sie Jägerin und Beute zugleich. Männer sind für sie Objekte, genauso wie sie ein Objekt für sie ist. [...] Lebenslust und Sex scheinen für sie wahrhaftiger als Maximen und Konventionen zu sein. Sie tut, was ihr gefällt, und genau das ist so beunruhigend.»

Die endgültige Geburt von Selbstbestimmung, von Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung, die endgültige Absage an totalitäre Systeme und Ideologien, der Beginn eines existenziellen Hedonismus, der Versuch, einen lustfreundlichen, aber trotzdem gewissenvollen Humanismus zu leben, vollzog sich im «Café de Flore», im «Méphisto», in der «Bar Vert», im «Tabou». Die Musik, die das neue Leben begleitete, war der Jazz, die Stimme die Magazine von Sartre und Camus, *Les Temps modernes* und *Combat*. Die Luft war geschwängert von vielen kleinen gelebten Sehnsüchten und dem Traum, eine Welt zu schaffen ohne Idioten und Idioten.

### «Vereinigte Staaten der Welt»

In der Welt ausserhalb der Cafés und Bars tobten Kämpfe; Rechte gegen Linke, Kapitalismus gegen Kommunismus, da war Stalin auf der einen und Truman auf der andern Seite, da war de Gaulle und sein Schatten, da waren die Kommunisten, die die Wahrheit für sich beanspruchten, da waren Bürgertum und Bohemiens, und da war dieses Zentralgestirn Sartre-Beauvoir-Camus, die weder Kommunisten noch Kapitalisten sein wollten, sondern einen dritten Weg suchten. Camus schwebten die «Vereinigten Staaten der Welt» vor, Sartre gründete eine Partei zwischen Sozialismus und Kommunismus, aber das waren Eintagsfliegen.

Paris war die Hauptstadt der Welt, der Nukleus der Kunst und der Visionen, und London und New York lagen im Schatten der Lichtstadt. Paris war ein Spielplatz, auf dem neues Denken turnte und ein neues Bewusstsein



«Jägerin und Beute.»

### Brigitte Bardot. Schon deshalb kann Existenzialismus nicht falsch gewesen sein.



Ausleben des Gedachten: Sartre (u. l.), Camus (u. r.), de Beauvoir (r., stehend), Picasso (3.v.r., stehend), 1944.

Purzelbäume schlug. Existenzialismus war eine ernste Sache, gewiss, aber seine Umsetzung in Lebensformen schien weniger kompliziert, wengleich auch nicht gerade leicht. Als Existenzialist brauchte man eine gute Gesundheit, eine widerstandsfähige Leber, einen Rossmagen, der die Unmengen von Kaffee, Wein, Schnaps und Butterbrötchen des «Café de Flore» behalten konnte. Man brauchte Zigaretten, Tabak, eine Pfeife, ein Notizheft und Bleistifte oder Füllfeder und Amphetamine, Corydrian am besten, und danach Schlaftabletten. Und vor allem brauchte man keine Ehe und keine Kinder.

Das war Sartres Rezept, das von Simone de Beauvoir auch, Camus war ein wenig zurückhaltender, was die Tabletten anging. Von allen existenzialistischen Leben damals war jenes von Camus das schwerste, von daher erstaunt es, dass er auf die Tabletten verzichtete. Camus war verheiratet, aber stets in eine andere verliebt, Schauspielerinnen, Frauen anderer Schriftsteller, Simone de Beauvoir auch. Sartre, der mit de Beauvoir die Seele teilte, aber nicht das Bett, kümmerte das nicht gross, er hatte eine Liebe in New York, die er immer wieder besuchte, was Simone de Beauvoir ebenfalls nicht gross kümmerte, weil sie

sich nahm, was sie begehrte, und wieder ziehen liess, wenn das Begehren abflammte. Wahrscheinlich war es diese sexuelle Freizügigkeit, die Reaktionäre dazu brachte, den Existenzialismus als ein Werk des Teufels anzuprangern, als eine sittenwidrige Frivolität.

Es waren essenzielle Jahre in Paris damals, aber die Frage ist, ob es auch glückliche waren. Die Existenzialisten waren nur ein wenig wie zwanzig Jahre und einen Weltkrieg zuvor die Amerikaner in Paris eine Lost Generation. Vielleicht war die Schwierigkeit, dass sie für alles Verantwortung übernahmen – ausser für ihre eigenen Körper, die sie Tag für Tag malträtierten, und ihren Geist, den sie Nacht für Nacht künstlich befeuerten, um zu schreiben, zu malen oder zu singen. Sie lebten, als ob es kein Morgen gäbe, und als der Morgen dann doch kam, nach einer Nacht voller Worte und Whisky und der Suche nach irgendwelchen Beweisen für die eigene Existenz, löschten sie sich für Stunden mit Schlaftabletten aus. Um sich am sehr späten Vormittag mit Amphetaminen ins Leben zurückzuholen.

### Nacht für Nacht

Sie dachten sich nichts dabei; weshalb auch nüchtern bleiben, wenn das Leben an sich eine Absurdität ist und die Zeit bis zum eigenen Tod eine ungewisse, ein quantitatives Etwas, dem man nur Sinn geben konnte, indem man ihm die grösstmögliche Dosis an Leben, an Existenz verpasste. Und jeder Atemzug bedeutet Existenz, die es zu füllen gilt. Von daher ist Existenzialismus eine äusserst anstrengende Sache, die nur erträglich wird, wenn man sie lindert, Nacht für Nacht, irgendwie.

Damals in Paris vor siebzig Jahren, vor einem Menschenleben, ging eine Tür einen Spaltbreit auf, und durch ihn hindurch zwängten sich die Möglichkeit einer Freiheit und ein paar Menschen, die Glück suchten in einer Welt, in der der Sinn des Lebens im Sein liegt, in der aber niemand weiss, was der Sinn des Seins sein könnte. ○

## Zerschellende Wahlwellen

Von Christoph Mörgeli

Auf den Wellen ist alles Welle.» Dieses Schiller-Wort gilt auch für die rot-grünen Fluten, die jüngst die Ufer der politischen Landschaft überspült haben. Doch nichts kommt so rasch aus der Mode wie die Mode. Es wird den Rot-Grünen nicht gelingen, ihre Mitmenschen auf die Dauer mit ihrer Zwangsjacke hübsch einzukleiden. Kürzlich musste der Grünliberale Martin Bäumle gestehen, dass seine Umweltorganisation Green Cross die Bilanzen um fünf Millionen frisiert hat. Bäumle weiss es seit letztem Sommer, man beschloss Stillschweigen. Wegen der Weihnachtsspenden und der Wahlen. Dabei ist Schweigen sonst das Letzte, in das sich Bäumle zu hüllen pflegt.

Trotz aller Ungeduld geduldig die Wahlen abgewartet hat auch die Winterthurer SP-Stadträtin Yvonne Beutler. Obwohl erst vor einem Jahr vom Stimmvolk bestätigt, wirft sie jetzt den Bettel als Finanzvorstand hin. Dabei war sie damals am Wahlabend des «unglaublichen Tags» vor Freude fast geplatzt, künftig rot-grüne Akzente zu setzen. Jetzt krallt sie sich einen friedlichen, gutbezahlten «Beratungsjob in der Privatwirtschaft». Wegen des «immer konfrontativeren Politiklimas». Das eigentlich nur Beutlers linke Mehrheit prägen kann.

Auch sonst entblößen sich die Rot-Grünen bis zur Kenntlichkeit. Die Grüne Partei Zürichs setzt eine Melonengrüne – aussen grün, innen dunkelrot – an die Spitze der Nationalratsliste. Die fanatische VPOD-Gewerkschafterin Katharina Prelicz-Huber lag früher gemäss NZZ-Parlamentarier-Rating an zweitlinkster Stelle. Gleich neben dem Kommunisten Josef Zisyadis. Ist dies wirklich der politische Kurs, den die Grün-Wähler einschlagen wollen?

Bei den Zürcher Regierungsratswahlen ging der SP-Mann Mario Fehr als Champion durchs Ziel. Doch soeben wurde der notorische Vielflieger erwischt, wie er seine Fussballbegeisterung im Flugzeug auslebt. Fehrs ökologischer Fussballabdruck ist miserabel. Die Sache flog auf, weil der linke Magistrat in ein falsches Flugzeug hetzte und sich von seinen ihm unterstellten Polizisten als VIP in die richtige Maschine geleiten liess. Die Verlegenheit bei den Sozis ist gross. Plötzlich – nach den Wahlen – will jeder von der Fussballkrankheit Mario Fehrs gewusst haben. Immerhin: Fehrs Londoner Lieblingsfussballer spielen, bis sie gewinnen. Die Rot-Grünen haben bei den Wahlen gewonnen, ohne zu spielen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## LSVA: Der 25-Milliarden-Deal

Von Peter Bodenmann — Die Astag von Adrian Amstutz ist – man kann es kaum glauben – stolz auf die Schwerverkehrsabgabe.



Intelligenter ökologischer Umbau funktioniert: Astag-Zentralpräsident Amstutz.

Es gibt Dinge, die glaubt man nicht. Ich war letzte Woche an der RDA-Busmesse in Friedrichshafen. Die Gemeinde Friedrichshafen kontrolliert über eine Stiftung das erfolgreiche Unternehmen ZF, das nicht weniger als 50 000 Menschen beschäftigt. Eine Insel des Gemeindefortschritts auf einem Feld, das zunehmend die amerikanischen Heuschrecken kahlfressen.

Neu soll und wird ZF für BMW einen Volkshybrid entwickeln, mit dem man die ersten 80 Kilometer elektrisch fahren kann. Als Antwort auf die brutale Elektrooffensive von Volkswagen.

Die deutschen Busunternehmer gehen von folgenden Annahmen aus: Die EU-Vorgaben sind nur einzuhalten, wenn ab 2025 45 Prozent der Busse emissionsfrei unterwegs sind. Leider fließen die Fördermittel der Bundesregierung noch nicht in Richtung Mittelstand. Das will man korrigieren. Und fordert unter anderem Verschrottungsprämien für alte Dieselfahrzeuge.

In Friedrichshafen anwesend war auch die Astag, deren Präsident leider in der Schweiz für die serbelnde SVP Wahlkampf machen musste. Trotzdem machte ausgerechnet die Astag Reklame für die LSVA, deren Ansatz damals von Christoph Blocher und Ruedi Strahm bekämpft wurde. O-Ton Astag:

«Die Leistungen des Transportgewerbes sind konkret: — Aus der Leistungsabhängigen Schwerverkehrsabgabe LSVA fließen pro Jahr über 1,6 Mia. Franken (2017) an Bund und Kantone.

- Seit 2001 machen LSVA-Abgaben mehr als 25 Mia. Franken aus, zwei Drittel davon dienen der Finanzierung der Neat.
- Der Bahninfrastrukturfonds BIF (Fabi) wird seit 2016 ebenfalls mit 1 Mia. Franken pro Jahr mit LSVA-Geldern gespeist.
- Zur Bereitstellung der nötigen Infrastruktur wurden massive Investitionen in private Terminals sowie in Container und Wechselbehälter getätigt.

Die Infrastruktur, die die Voraussetzung einer erfolgreichen Verlagerung ist, wird somit zum allergrössten Teil direkt vom Strassentransportgewerbe finanziert.»

Adrian Amstutz und Co. haben noch nicht begriffen, wie der Bund die nächste Stufe der LSVA zünden muss. Das Rezept ist so einfach wie eine(n) Rösti zubereiten: Die LSVA wird für Elektrolastwagen bis 2029 um einen Drittel gesenkt. Der Bund stopft vorübergehend das Loch. Der heutige Lastwagenpark würde über Nacht erneuert. Weil es sich rechnet.

Warten wir ab, was Simonetta Sommaruga an der am 18. Mai 2019 stattfindenden 30-Jahr-Feier der Alpeninitiative zu berichten weiss. Denn die LSVA ist kein Kind der Astag, sondern das erfolgreiche Kind der Alpeninitiative, das sich durchsetzte, weil man die Initiative nicht wortgetreu, sondern intelligent umsetzte.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Der Aufstieg von Aarau

Von Kurt W. Zimmermann — Wer hätte je gedacht, dass Aarau die zweitwichtigste Medienstadt des Landes wird?

Wenn man Journalisten fragt, wo für sie am besten zu arbeiten ist, dann sagen sie: Zürich.

Zürich ist die Metropole der Medien. Mit SRF, Tamedia, Ringier und der NZZ-Gruppe sitzen hier die grossen Medienhäuser und Redaktionen der Schweiz.

Mit einer Ausnahme. Als vor vierzehn Monaten mit CH Media der drittgrösste Verlag der Schweiz entstand, stellte sich im vereinigten Gebilde eine primäre Frage: Wo kommt die neue Grossredaktion hin? Es war eine delikate Frage.

Zu CH Media verschmolzen die zuvor eigenständigen Redaktionen der *Luzerner Zeitung*, des *St. Galler Tagblatts* und der *Aargauer Zeitung*. Geografisch ziemlich genau in der Mitte der drei Städte liegt Zürich. Die Journalisten freuten sich schon und packten geistig die Koffer.

Es kam anders. Die zentrale Redaktion ist nun in Aarau. Sie beliefert die zwanzig Tageszeitungen des Konzerns mit den überregionalen Themen aus Inland, Ausland, Wirtschaft, Gesellschaft und Sport. Neben den drei grossen Zeitungen in der Innerschweiz, der Ostschweiz und im Mittelland sind die Bezüger eine Vielzahl kleinerer Blätter vom *Toggenburger Tagblatt* bis zur *Nidwaldner Zeitung*.

Die Journalisten, die für diesen sogenannten Mantelteil arbeiten, machen sich aus Luzern und St. Gallen in den nächsten Monaten nun auf den Weg nach Aarau. Manche werden pendeln, manche werden umziehen.

Aarau, 21 000 Einwohner, ist nach Zürich, 410 000 Einwohner, die zweitwichtigste Medienstadt der Schweiz geworden. Wer hätte das je gedacht?

Aarau ist damit das Symbol für die wilde Schweizer Mediengeschichte der Neuzeit. In keinem anderen Land Europas ging die Strukturbereinigung derart ruppig über die Bühne.

Noch vor einem Dutzend Jahren gab es hierzulande mehr als zehn grössere Medienstädte. Es gab eigenständige Verlage und Zeitungen auch in Basel, Bern, Lausanne, Luzern, Winterthur, Olten, St. Gallen und Liestal. Sie sind alle übernommen worden, von der *Basler Zeitung* über die *Basellandschaftliche Zeitung* bis zur *Tribune de Genève*.

Heute sind die Zürcher darum die Nummer eins und die Aargauer die Nummer zwei.

In Aarau allerdings haben sie derzeit einen schwierigen Job, wie immer nach einer Grossfusion. Das Unternehmen hat rund 2200 Mitarbeiter. Das sind zu viele. Man muss aus



Der Markt ist beruhigt: Verleger Wanner.

Kostengründen zweihundert Stellen abbauen. Wie hart der Schnitt ausfällt, hängt stark von VR-Präsident Peter Wanner ab. Der Verleger aus dem Aargau ist der starke Mann von CH Media mit ihrem Umsatz von gut 500 Millionen.

Wanner hat ein Flair für Journalismus und Journalisten. Aber die Redaktionskosten kann auch er nicht wegzaubern. Eine Schätzung ist schwierig, aber um die vierzig Journalistenjobs wird die Fusion wohl kosten.

Das Tröstliche daran ist, dass es vermutlich der letzte grosse Personalabbau auf einer Schweizer Zeitungsredaktion sein wird. Insgesamt hat die Medienkrise, so schätze ich, bei den Zeitungen etwa sechshundert Redaktionsstellen gekostet.

Nun ist der Markt beruhigt. Es gibt nichts mehr zu übernehmen und nichts mehr zu fusionieren, weil es schlicht keine Übernahmepfer und keine Fusionsopfer mehr gibt. Der einzige grössere Verlag, der noch selbständig ist, ist die Südostschweiz in Chur. Aber die Familie will nicht verkaufen.

Der Prozess der Strukturbereinigung ist in der Zeitungsbranche abgeschlossen. Man kann das aus zwei Sichtweisen kommentieren.

Wenn man es positiv sieht, dann wird man sagen: Das Schlimmste ist überstanden.

Wenn man es negativ sieht, dann wird man sagen: Das Schlimmste ist, wie es gekommen ist.

# Greta statt Heidi

Von Henryk M. Broder —  
Komplett erneuerbar.

Ich gehöre zu der Alterskohorte, deren Angehörige überzeugt waren, sie würden in vorrevolutionären Zeiten leben, weswegen es sinnlos wäre, das Abitur zu machen oder zu studieren, denn auf solche Formalitäten käme es nach dem Ende der bürgerlichen Gesellschaft nicht an. Wir demonstrierten, störten Konzerte und Vorlesungen und wollten nur eines: diskutieren! Unser Kampfruf war: Wir sind diejenigen, vor denen uns unsere Eltern gewarnt hatten! Wir hatten viel Spass dabei. Angst vor der Zukunft hatten wir nicht.



Die Kinder und Jugendlichen, die heute gegen den Klimawandel demonstrieren und der Regierung vorwerfen, sie tue nicht genug, um die Welt zu retten, sind verwöhnte und verzoogene Produkte einer Konsumgesellschaft, in der die Angst vor den bevorstehenden Verteilungskämpfen umgeht. Es geht nicht darum, ob es demnächst genug saubere Luft und reines Wasser für alle geben wird, ob die Blauwale und die Panzernashörner überleben werden. Worum es wirklich geht, macht der eine Satz klar, der den Aufstand rechtfertigen soll: «Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Zukunft klaut!»

Es geht also um den Zugang zu Ressourcen, den bis jetzt die Eltern garantiert haben. Ein Leben mit laktosefreier Milch und glutenreinen Plätzchen. Der lautstark vorgetragene Konsumverzicht artikuliert nur die Angst vor dem Verlust desselben. Kein Auto, keine Flugreisen, und zum nächsten Rock am Ring-Festival kommen alle zu Fuss oder mit dem Fahrrad. Jute statt Plastik. Greta statt Heidi. Eine infantilisierte Gesellschaft läuft einer verhaltensgestörten und propagandistisch missbrauchten 16-Jährigen nach, die von Anne Will gefragt wird, wie sie zur Atomkraft steht.

Letzten Montag gaben die Fridays for Future-Aktivistinnen eine Pressekonferenz, auf der sie ihre «Forderungen» präsentierten, symbolträchtig im Berliner Naturkunde-Museum, zu Füssen zweier riesiger Saurierskelette.

Das sei alles, was vom «fünften grossen Artensterben» übriggeblieben wäre, nun stehe das «sechste grosse Artensterben in der Geschichte dieses Planeten» bevor, erklärte einer der Aktivistinnen. Deswegen müsse der Kohleausstieg bis 2030 vollzogen und bis 2035 die Energieversorgung komplett auf «erneuerbar» umgestellt werden. An dieser Stelle mussten sogar die skelettierten Dinosaurier leise lachen.

## Einspruch

# Schönfärberei

Zum Artikel «Autonomie und Wohlstand» in der *Weltwoche* vom 4. April.

Fassunglos und empört müssen wir zur Kenntnis nehmen, wie sich die *Weltwoche* zum verlängerten Arm der chinesischen Propaganda macht. Der Artikel von Geng Wenbing über Tibet strotzt von Schönfärberei und Unwahrheiten. Wir akzeptieren, dass im Sinne unserer Presse- und Meinungsfreiheit auch China eine Stimme gegeben wird. China hingegen verletzt als totalitärer Staat ohne freie Presse dieses Prinzip zu 100 Prozent. Geng Wenbing behauptet, die tibetische Kultur und Sprache stünden unter besonderem Schutz. Realität ist, dass die tibetische Sprache immer mehr aus dem Bildungswesen verdrängt wird. Kürzlich wurde der komplette Lehrbetrieb in der ältesten tibetischen Universität, der Tibet Minzu University, auf chinesische Sprache umgestellt. Ein Aktivist für den Erhalt der tibetischen Sprache, Tashi Wangchuk, verbüsst zurzeit eine willkürliche Haftstrafe von fünf Jahren. Sein einziges «Verbrechen» bestand darin, sich für die Rechte der Tibeter auf ihre eigene Kultur und Sprache einzusetzen, so wie es in der Verfassung der Volksrepublik China festgelegt ist.

Weiter behauptet Geng Wenbing, dass die Religion geschützt werde. Geht aber Religionsausübung über reine Folklore hinaus, greift der Staat massiv durch. Seinen Artikel zielt ein Foto der Klosterstadt Larung Gar, die seit 2017 von einer beispiellosen, von der chinesischen Regierung angeordneten Zerstörungsaktion betroffen war. Das über die Landesgrenzen bekannte Larung Gar beherbergte für buddhistische Studien bis zu 20 000 Gläubige. Hier wurden seit 2017 nahezu 5000 Behausungen unter fadenscheinigen Begründungen abgerissen und eine ebenso grosse Zahl an Studierenden weggewiesen. Einige Hundert landeten zur «Umerziehung» erst einmal für mehrere Wochen in speziellen Lagern. Es war schon die zweite Zerstörung in Larung Gar nach einer ähnlichen Aktion 2001. Seit 2008 werden Mönche und Nonnen zur «patriotischen Umerziehung» gezwungen, in der sie sich vom Dalai Lama lossagen und ihn denunzieren müssen.

Im Wissen um die brutale Realität in Tibet bezweifeln wir, dass der gebildete Botschafter selbst an das glaubt, was er hier den Lesern der *Weltwoche* aufischt.

Thomas Büchli und Frau Lhawang Ngorkhangsar

Die Autoren besetzen das Präsidium der Gesellschaft Schweizerisch-Tibetische Freundschaft (GSTF).

## Leserbriefe

«Weshalb nur ist das für einen Wissenschaftler derart schwer zu schlucken?» *Erich von Däniken*

### Dramatische Statements

Nr. 14 – «Stocker»;  
Editorial von Roger Köppel

Roger Köppel erwähnt unter anderem auch Prof. Dr. Stephen H. Schneider. Interessant und wissenswert dazu wäre auch ein Zitat von Schneider, das er 1989 zum Thema Klima zum Besten gab. «Deshalb müssen wir Schrecken einjagende Szenarien ankündigen, vereinfachende, dramatische Statements machen und wenig Erwähnung irgendwelcher Zweifel, die wir haben mögen, entlassen. Um Aufmerksamkeit zu erregen, brauchen wir dramatische Statements und keine Zweifel am Gesagten. Jeder von uns Forschern muss entscheiden, wie weit er eher ehrlich oder eher effektiv sein will.» Dazu erübrigt sich ein jeder Kommentar!  
*Robert Deplazes, Brigels*

Mal ganz unabhängig davon, ob Herr Stocker recht hat oder die Autoren Rörsch und Ziegler: So oder so hatte der Mensch mit dem CO<sub>2</sub>-Ausstoss nichts am Hut, denn vor Jahrtausenden existierten keine vom Menschen verursachten CO<sub>2</sub>-Schleudern wie Industrien oder Autoabgase. Weshalb nur ist das für einen Wissenschaftler derart schwer zu schlucken?

*Erich von Däniken, Beatenberg*

### Fliegen als Menschenrecht?

Nr. 14 – «Klasse statt Masse»;  
Katharina Fontana über grüne Politik

Verklärt die *Weltwoche* das Fliegen nun zu einem Menschenrecht? Was ist schlimm daran, wenn die Konsumenten ein paar Jährchen sparen müssen, bis sie nach Mallorca düsen können? Ist es nicht so, dass die Vorfreude gesteigert wird, wenn Fliegen wegen erhöhter Preise nicht mehr alltäglich ist? Senkt eine eingeschränkte Mobilität der Umwelt zuliebe tatsächlich die Lebensqualität? Persönlich ziehe ich Wandern in der Schweiz oder in angrenzenden Ländern vor, weil ich dabei deutlich mehr erleben und entdecken kann, als wenn ich auf Mallorca zwischen Tausenden Touristen am Strand herumliege.  
*Lotti Teuscher, Erlach*

Der internationale Branchenverband Iata (International Air Transport Association) geht davon aus, dass sich die Zahl der Flugpassagiere bis 2036 auf 7,8 Milliarden fast verdoppeln wird. Das ist keine gute Nachricht für jene, die am Freitag für das Klima die Schule schwänzen. Ebenso ist es keine gute Nachricht für jene, die die Flugreisen bei uns massiv verteuern wollen. Man könnte hierzulande die Flugpassagen um



«Klimaabschluss als lukratives Geschäftsmodell.»

das Zehnfache verteuern, auf das Klima hätte das kaum Einfluss. Der grosse Anstieg der Fluggäste geht auf das Konto der wachsenden und immer wohlhabender werdenden Bevölkerung aus Asien. Sie stellt heute schon mit 4,5 Milliarden Menschen mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung. Sie werden immer mehr, und sie wollen reisen, fliegen. Sehr nützlich sind die Klimaabgaben durch die Verteuerung der Flugreisen für alle jene zahlreichen Akteure, die den Klimaabschluss als lukratives Geschäftsmodell einsetzen.

*Ernst Seiler, Muri bei Bern*

### Was alles nicht geschrieben wird

Nr. 14 – «Autonomie und Wohlstand»;  
Botschafter Geng Wenbing über Tibet

Entsetzt liest man diesen Tibet verhöhnenden Text. Erschütternd ist dabei, was dieser alles nicht schreibt: Tibet ist bekanntlich seit 1950 von China besetzt, der Versuch, die Selbstbestimmung wiederzuerlangen, ist 1959 mit gegen 100 000 Todesopfern niedergeschlagen worden. Warum darf die Uno keine neutralen Abklärungen vor Ort machen? Werden alle politisch wichtigen Positionen durch Chinesen besetzt? Warum dürfen die Tibeter das Land nicht verlassen? Es ist der *Weltwoche* hoch anzurechnen, wenn sie nun die Gelegenheit schafft, durch präzise Offenlegung der chinesischen Desinformation das schreckliche Schicksal Tibets endlich wieder ins öffentliche Rampenlicht zu bringen.

*Hermann Dür, Burgdorf*

Wer auch nur minimalste Kenntnisse der Situation der Tibeterinnen und Tibeter in ihrem eigenen Land hat, kann nicht anders als geschockt sein von diesem in purer chinesischer Propaganda-Rhetorik verfassten Beitrag.

Monica Eyer, per E-Mail

### Sachsen sind nicht gleich Sachsen

Nr. 13 – «Grossartiges, wildschönes und durchaus surreales Land»; Matthias Matussek über Rumänien

Der Autor schreibt, die deutschsprachigen Siebenbürger Sachsen seien im 13. Jahrhundert aus Schwaben eingewandert. Das stimmt nicht. Diese deutschsprachigen Siedler kamen überwiegend aus moselfränkischen Gebieten, die Bezeichnung «Sachsen» hat jedoch nichts mit den heutigen deutschen Sachsen zu tun. Die schwäbischen Einwanderer kamen im 17. Jahrhundert und besiedelten das Banat, ein Gebiet um Temeswar (rumänisch: Timisoara), das damals zu Österreich gehörte, ein Sumpfland war und von fleissigen Leuten urbar gemacht werden sollte. Das waren nicht alles Schwaben, sondern auch Elsässer und Schweizer, aber sie kamen alle per Schiff über die Donau von Ulm her, damals «Schwäbische Reichsstadt», wodurch der Name «Schwabe» auf die Siedler übertragen wurde.

Benno Kunzi, Ebmatingen

### Verletzung der Privatsphäre

Nr. 13 – «Ehe für alle»; Kolumne von Andreas Thiel

Längst nicht alle Ehepaare wollen den biologischen Zweck der Fortpflanzung erfüllen, während manche, die dies tun, bewusst auf die Ehe verzichten. Die Ehe ist für viele eine Frage der rechtlichen und finanziellen Opportunität, für andere ein Symbol gegenseitiger Bindung und Treue. Beides hat mit Biologie wenig zu tun und sollte allen Menschen offenstehen.

Der Zivilstand der eingetragenen Partnerschaft zwingt einen in unzähligen Formularen zur Entblössung seiner sexuellen Präferenz gegenüber Leuten, welche dies nichts angeht. Die Verweigerung der «Ehe für alle» verletzt somit vor allem die Privatsphäre. Das müsste eine liberale Zeitung wie die *Weltwoche* eigentlich einsehen.

Antonio de Oliveira, Pratteln

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Bei uns am Familientisch ist ein Streit über die Ferien ausgebrochen. Wir wollen alle nach Andalusien fliegen. Nur die dreizehnjährige Tochter weigert sich, sie will nicht mitkommen, weil fliegen klimaschädlich sei. Müssen wir uns von einem Kind (wir haben drei) die Ferien vorschreiben lassen? Die ganze Familie ist betroffen, nur weil sie diesbezüglich stur bleibt.**

Monika F., Bassersdorf

Eine familiäre Auseinandersetzung, wie sie an der Tagesordnung ist: Eine Tochter oder ein Sohn will nicht das tun, was die Eltern beziehungsweise alle anderen Familienangehörigen wollen. Ob dies nun eine Tochter mit «klimaschädlich» oder anders begründet, spielt an sich keine Rolle. Auf jeden Fall: Das Kind will nicht, wie die Familie will. Was ist zu tun? Um Ihre spezifische Frage zu beantworten: Sie müssen beziehungsweise Ihre ganze Familie muss sich von Ihrem Kind die Ferien nicht vorschreiben lassen. Es sei denn, Sie fühlen sich moralisch verpflichtet. Nehmen Sie an, ein Kind könnte wegen einer schweren Krank-

heit dieses Programm der Familie nicht bewerkstelligen. Da würde ich eine Rücksichtnahme auf das einzelne Kind erwarten. Es ist eine Rücksichtnahme, die, wie ich meine, auch Eltern und Familie zugemutet werden könnte. Nun, dem ist ja hier nicht so. Aber vielleicht überzeugt Sie Ihre Tochter, dass der Flug so schlimm ist, dass alle verzichten müssen. Das müssten Sie entscheiden.

Ich an Ihrer Stelle würde zuerst versuchen, Ihre dreizehnjährige Tochter zu überzeugen, dass ihr Mitfliegen kaum einen Klimaschaden verursacht und dass das Flugzeug ohnehin fliegt. Vielleicht lässt sie sich umstimmen. Aber wahrscheinlich hat sich Ihre Tochter dies auch selbst überlegt und hat innerlich einen anderen Grund, warum sie nicht mit der Familie reisen möchte – vielleicht ein Grund, den die Tochter selbst nicht recht kennt, oder ein Grund, den sie nicht nennen will. Möglich ist auch, dass Sie Ihre Reise machen und für Ihre dreizehnjährige Tochter ein Spezialprogramm ausserhalb der Familie zimmern, zum Beispiel die Teilnahme an einem Ferienklassenlager, an einem Landdienst oder ein Ferienaufenthalt bei einer verwandten Familie oder dergleichen mehr.

Nachgeben würde ich hier nicht leichtfertig. Sonst haben Sie das nächste Mal wieder Ähnliches. Auch die Tochter muss lernen, dass es Situationen im Leben gibt, wo man das eigene Ich zurückstecken muss!

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

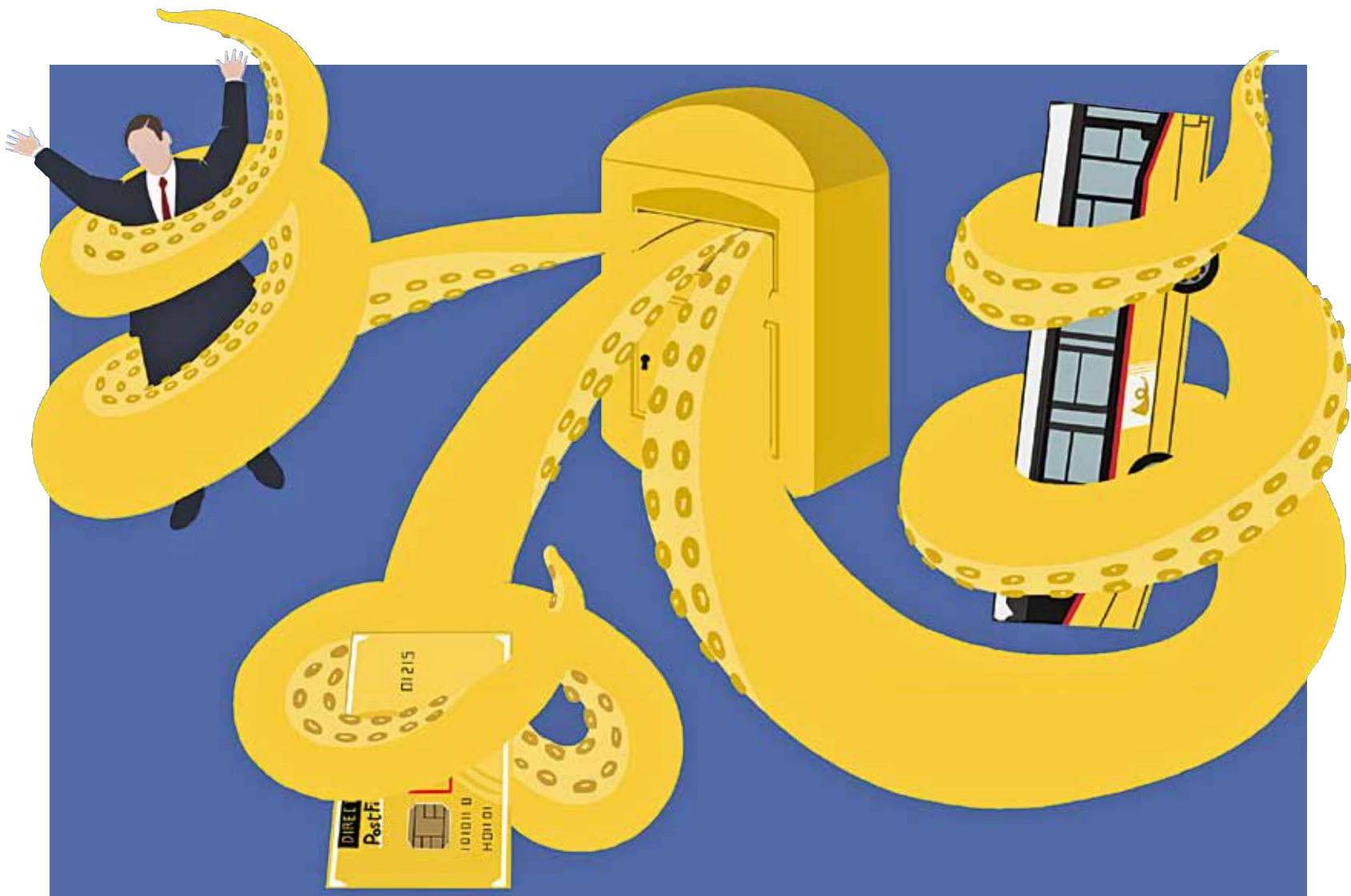
Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Eine selbstbestimmte  
Zukunft beginnt schon  
in der Gegenwart.»

Guido Bürgin  
Leiter Anlagelösungen  
und Hypotheken  
zum selbstbestimmten Leben





Seid umschlungen, Schweizer!

## Die gelbe Gefahr

Die Post verdient nicht mehr genug Geld, um die Wünsche von Politik und Gewerkschaften zu befriedigen. Sie hat sich darum auf einen abenteuerlichen Expansionskurs in riskante Geschäftsfelder begeben. Schon bald will die Postfinance Hypotheken verkaufen. *Von Florian Schwab*

Die letzten zwölf Monate waren für die Schweizerische Post ein *annus horribilis*, ein Horrorjahr. Im Frühjahr 2018 wurde die skandalöse Tatsache ruchbar, dass die Postauto Schweiz AG vom Bund über den Zeitraum von zehn Jahren 205 Millionen Franken an Subventionen ertrogen hatte. Im Juni 2018, bei Bekanntwerden des Untersuchungsberichts zur Affäre, nahm Post-Chefin Susanne Ruoff ihren Hut. Auch das gesamte Postauto-Management musste gehen. Verwaltungsratspräsident Urs Schwaller (CVP) agierte in der delikaten Angelegenheit unglücklich, wurde aber von der damals zuständigen Departementsvorsteherin Doris Leuthard (CVP) nicht fallengelassen.

Weiter ging es mit der Publibike-Affäre: Das Mietvelo-Unternehmen der Post geriet in die Schlagzeilen, als aufgrund von Sicherheitsproblemen beim elektronischen Schloss

plötzlich Hunderte Velos geknackt wurden und mitten in der wichtigen Sommersaison einfach verschwanden.

### Prestigeprojekte im Zwielficht

2019 geriet die Post dann bei zwei ihrer Prestigeprojekte ins Zwielficht, nämlich bei Versuchsflügen für medizinische Bluttransporte mittels Drohnen und beim E-Voting. Eine Post-Drohne, die eine Blutprobe transportierte, stürzte aus unbekannter Ursache Ende Januar in den Zürichsee. Und bei dem kürzlich anberaumten Hacker-Wettbewerb um das E-Voting-System der Post erwies sich dieses als löcherig wie ein Emmentaler Käse.

Eine schlechte Figur macht die Post auch bei den Jahreszahlen 2018. Mit 405 Millionen Franken war es der schwächste Jahresgewinn seit den frühen 2000er Jahren. Ohnehin lief das Jahr 2018 aufgrund der Rückzahlung der

zu viel bezogenen Postauto-Subventionen besonders schlecht. Doch seit zehn Jahren sinken in der Tendenz sowohl Umsatz (von 8,7 auf 7,7 Milliarden Franken) als auch Gewinn (von 721 auf 405 Millionen Franken).

Für den hundertprozentigen Eigentümer der Post, den Bund, wird die Lage ungemütlich. Denn er will Geld sehen. Jährlich 200 Millionen Franken aus dem Gewinn muss Verwaltungsratspräsident Schwaller beim Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) abliefern. Das fällt zunehmend schwer – weswegen sich Schwaller in den Medien derzeit laut über die Zielvorgabe beklagt.

Der zweite grosse Anspruchsteller in Bezug auf den Post-Gewinn sind die Gewerkschaften. Sie sind im Verwaltungsrat mit zwei Köpfen vertreten. Immer wieder haben sie in den

letzten Jahren durchgesetzt, dass dreistellige Millionenbeträge in ihr sanierungsbedürftiges Altersvorsorgewerk einbezahlt wurden. Seit der Aufspaltung der PTT in Swisscom und Post im Jahr 1998 hat die Post gegen vier Milliarden Franken an Sonderzahlungen in ihre Pensionskasse geleitet – rund doppelt so viel, wie der Bund im selben Zeitraum an Dividenden erhalten hat.

Historisch gesehen, ist der Postgewinn eine Art Beute, welche sich die Angestellten und der Bund im Verhältnis 2:1 aufgeteilt haben. Wenn der Kuchen jetzt am Schrumpfen ist, weil die Post weniger Gewinn erwirtschaftet, setzt dies das eingespielte System aus Nehmen und Nehmen gehörig unter Druck. Geht die Entwicklung so weiter, dann schreibt der gelbe Riese in ein paar Jahren rote Zahlen. Sowohl bei dem Staatsunternehmen als auch bei seinem Eigentümer, dem Bund, hat diese Aussicht eine nervöse Betriebsamkeit entfacht. Für den Postkunden und Steuerzahler wird es gefährlich, denn der Staatskonzern mäandriert in seiner Renditejagd durch zunehmend riskantes Gelände.

Die wegbrechenden Gewinne versucht die Post zu kompensieren, indem sie bei ihrem Umbau aufs Gaspedal drückt. Ihre Strategie in den letzten zwanzig Jahren lässt sich auf einen einfachen Nenner bringen: Streichung eigener Filialen – seit dem Jahr 2000 sind zwei Drittel davon verschwunden – bei gleichzeitiger Expansion in immer neue, teilweise gefährliche Geschäftsfelder, die nur noch wenig mit dem gesetzlichen Auftrag zu tun haben.

Schon heute ähnelt die Post angesichts ihres Produktkatalogs einem Gemischtwarenladen: Ihr Portfolio reicht vom elektronischen Patientendossier über eine Hypotheken-App, Leihvelos und Direktmarketing-Dienstleistungen bis hin zu Möbelspedition und -aufbau. In vielen dieser Bereiche konkurrenziert sie private Anbieter, was die NZZ kürzlich als «stille Verstaatlichung» brandmarkte.

Nur nicht schrumpfen, scheint die Devise zu sein. Dabei könnte die Post den durch ihren Filialabbau selbst ausgehöhlten Grundversorgungsauftrag mit einem Bruchteil ihrer heutigen finanziellen Mittel und ihres Personals (über 58 100 Personen im Jahr 2018) erfüllen. Doch eine abgespeckte Post, die nur Briefe und Pakete verteilt, passt nicht ins Konzept ihrer politischen Kostgänger.

Besonderen Wert legt die Post auf den Vorstoss in den digitalen Bereich. Ein Paradebeispiel für diese Digitalisierungsstrategie ist das E-Voting. In enger Abstimmung mit Bundeskanzler Walter Thurnherr (CVP) treibt der Konzern unter dessen Parteikollege Schwallier die Einführung der elektronischen Stimmabgabe voran. Seit 2016 stellt die Post einzelnen Kantonen eine E-Voting-Software zur Verfügung und wirkt darauf hin, dass diese bald schweizweit zum Einsatz kommt.

Die Programmierung dieses designierten zukünftigen digitalen Herzstücks der Schweizer Demokratie hat die Post an Scytl ausgelagert, eine spanische Firma mit US-amerikanischer Eigentümerschaft. Für IT-Unternehmer und SVP-Nationalrat Franz Grüter ist es «unverständlich, dass ein für unsere Demokratie so zentrales System nicht in der Schweiz entwickelt wird». Er vermutet, dass die Post hier eine Möglichkeit witterte, in einen neuen digitalen Markt zu expandieren, ohne die entsprechenden Fähigkeiten dafür zu haben.

Kürzlich hat die Post ihr System einem öffentlichen Hacking-Test unterzogen. Das Ergebnis waren drei kritische Befunde zum

---

## Schon heute ähnelt die Post angesichts ihres Produktkatalogs einem Gemischtwarenladen.

---

Quellcode, darunter auch Fehler der höchst entscheidenden individuellen Verifizierung des Wählers. Als die ersten Probleme auftauchten, gab die Post Anfang März noch Durchhalteparolen heraus; man habe «Scytl aufgefordert, die vollständige Korrektur umgehend vorzunehmen», was «nun erfolgt» sei. Wochen später strich die Post dann doch die Segel. Sie setzt den Einsatz ihrer E-Voting-Software «temporär» aus.

IT-Fachmann Grüter bewertet das Verhalten der Post in dieser Affäre als «intransparent und blauäugig». Bis vor dem Hacking-Test habe der Konzern gebetsmühlenartig behauptet, sein System sei sicher. Dabei habe er sich – Erinnerungen an den Subventionsbetrug bei Postauto werden wach – auf Prüfberichte des Wirtschaftsprüfers KPMG bezogen. Erst auf parlamentarischen Druck von Nationalrat Marcel Dobler (FDP) habe die Post überhaupt in diesen Sicherheitstest eingewilligt.

Das Design für den mit 50 000 Franken dotierten Hacker-Wettbewerb hätten die Verantwortlichen, so Grüter weiter, allerdings zu ihren Gunsten umgebogen. Einige der am weitesten verbreiteten Hacker-Techniken seien vom Test ausgeschlossen worden. «Das ist, wie wenn ich einen Preis ausschreibe, um die Einbruchssicherheit meines Hauses zu testen, aber den Teilnehmern verbiete, Fenster einzuschlagen und die Türe aufzubrechen», so Grüter. Den Ernst der Lage habe die Post-Führung allerdings bis jetzt nicht erkannt. Sie gebe weiter Durchhalteparolen durch und erkenne nicht, wie problematisch ihr E-Voting-System sei.

Auf unwegsamem Gelände bewegt sich die Post auch bei der Werbung. Unter dem Titel «Acquisition Mail» bewirbt sie ihre Dienstleistungen zur «Neukundengewinnung». Mit im Angebot: «Abgleich Ihres Idealkundenprofils mit einem extrem umfangreichen Adressuniversum, das sowohl postalische als auch

E-Mail-Adressen enthält». Die Kunden liessen sich «nach den Kriterien Alter, Geschlecht, Sprache, Ort, Kaufkraft und Haushaltstyp» segmentieren. Laut Werbeprospekt verschafft die Post Zugang zu 5,2 Millionen Postadressen und 4,2 Millionen damit verbundenen E-Mail-Adressen. Auf Anfrage sagt ein Sprecher, die Post steige «nicht in den Handel mit eigenen Adressen ein». Sämtliche Daten «stammen von einem externen Partner und beinhalten immer die entsprechende Werbeeinwilligung der Kunden». Die Beschaffung liege «in der Verantwortung unseres externen Partners». Man beachte «Datenschutzbestimmungen und die Vorgaben aus dem Postgesetz».

Mit solchen und ähnlichen Services lassen sich offenbar beträchtliche Summen verdienen. Obwohl die Zahl verschickter Briefe zwischen 2008 und 2018 um rund 15 Prozent fiel, verdoppelte die Post den Betriebsertrag in diesem Geschäftsbereich, zu dem explizit auch «digitale Dienstleistungen» gehören, von 198 auf 388 Millionen Franken. Ein genauer Blick auf die Zahlen zeigt, dass die Post seit 2008 in ihrem Kerngebiet, Briefe und Pakete, kaum Umsätze verloren hat.

Die Umsatz- und Gewinneinbussen beim Postkonzern gehen zum grössten Teil auf das Konto der Postfinance. Aufgrund der tiefen Zinsen und gestiegenen Eigenkapitalanforderungen verdient die Post hier viel weniger als in der Vergangenheit. Doch Hilfe aus der Politik ist unterwegs. Noch unter Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) entschied der Bundesrat im vergangenen Herbst, eine Vorlage zu erarbeiten, welche der Postfinance die Kreditvergabe ermöglichen soll. Ein entsprechender Vernehmlassungsentwurf wird in Kürze erwartet.

Was würde der Eintritt der Post in den Hypothekarmarkt bedeuten? Unmittelbar nach Bekanntgabe des Bundesratsentscheids versuchte der CEO der Postfinance, Hansruedi Köng, Bedenken zu zerstreuen: Sein Institut strebe «einen prozentual tiefen, einstelligen Marktanteil an», wodurch vermieden werde, dass es zu einem «ruinösen Preiskampf» komme.

Kenner des Marktes weisen aber darauf hin, dass der Wettbewerb bei Erneuerungen und Neuabschlüssen sehr intensiv würde. Dies liegt daran, dass die Hypotheken in der Schweiz eine durchschnittliche Laufzeit von 7,7 Jahren haben. Das jährlich erneuerte Volumen ist also relativ gering. Um innert zweier Jahre einen Marktanteil von 3,5 Prozent zu erreichen, müsste man beispielsweise im ersten Jahr 9 Prozent der Neuabschlüsse und im zweiten Jahr 18 Prozent der Neuabschlüsse erkämpfen. Mit einer hohen Wahrscheinlichkeit wird der Staatskonzern auf Renditejagd schon bald als Billiganbieter von Hypotheken auf dem Schweizer Finanzplatz auftreten. Laut internen Quellen sind die betriebswirtschaftlichen Vorbereitungen bereits angelaufen. ○



Schaltet bei Kritik auf *stur*: Sommaruga.

# Duell der Alpha-Frauen

Simonetta Sommaruga und Karin Keller-Sutter können es nicht miteinander. Parlamentarier sprechen von «Zickenkrieg».

Von Hubert Mooser

Es hätte ein Bild mit Symbolcharakter werden sollen: Am Weltfrauentag, dem 8. März, stellten sich die drei Bundesrätinnen Simonetta Sommaruga (SP), Karin Keller-Sutter (FDP) und Viola Amherd (CVP) auf der Eingangstreppe des Bundeshauses unter den drei Eidgenossen zum Gruppenbild mit dreissig jungen Frauen. Die Botschaft zum Auftritt lautete: Frauen sind in höchsten politischen Ämtern untervertreten – politisch engagierte Frauen müssen unterstützt werden. Das stimmt allerdings, bezogen auf den derzeitigen Bundesrat, nicht, und in den von Männern geführten Departementen entwickelte der Auftritt sogleich eine ganz andere Wirkung. Einzelne Berater befürchteten schon, es bahne sich die gleiche Frauenpower wie 2011 an, als eine Frauenmehrheit im Bundesrat nach dem Unfall im fernen Fukushima unter dem Diktat von Doris Leuthard (CVP) und Micheline Calmy-Rey (SP) völlig überstürzt und etwas planlos den Ausstieg aus der Atomenergie beschlossen hatte.

## Wortgefecht in der Sitzung

Aber mit der Frauensolidarität ist das so eine Sache: Wenn es um Eitelkeiten, persönlichen Ehrgeiz und die Aussenwirkung geht, bricht das Ringelreihen der Bundesrätinnen schnell auseinander. Das war bei Leuthard und Calmy-Rey so, die sich dauernd zankten. Und das wiederholt sich jetzt zwischen der neuen Justizministerin Karin Keller-Sutter und ihrer Amtsvorgängerin, Simonetta Sommaruga, die inzwischen das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) leitet. Argwöhnisch belauern sich die beiden Primadonnen. Es gibt praktisch kein Thema, sagen Eingeweihte, bei dem die zwei Frauen

## Es gibt praktisch kein Thema, bei dem die zwei Frauen nicht aneinandergeraten.

nicht aneinandergeraten. Ein Beispiel ist der Entscheid, das Uno-Atomwaffenverbot vorläufig nicht zu unterschreiben. Sommaruga hatte sich in einem Mitbericht für dieses Abkommen starkgemacht. Prompt kam es zu einem Wortgefecht zwischen den beiden Bundesrätinnen. Am Ende ging Sommaruga mit ihrem Antrag als Verliererin vom Platz.

Kurzum: Das gegenseitige Misstrauen ist dermassen gross, dass das Keller-Sutter-Lager sofort die Sommaruga-Mannschaft im Ver-

dacht hat, wenn es zu einer Indiskretion kommt wie zum Beispiel im Streit um den Lohn von SBB-Chef Andreas Meyer. Sommaruga habe sich in ein günstiges Licht rücken wollen, um der Öffentlichkeit zu zeigen, dass sie etwas gegen das hohe Salär Meyers unternehme, bekommt man zu hören. Tatsächlich hatte Sommaruga den Vorschlag eingebracht, den Lohn des SBB-Chefs um vier Prozent zu kürzen, kam damit aber im Bundesrat nicht durch. Wer diese Informationen den Medien zuspielte, kann niemand mit Gewissheit sagen, wobei das Gezänk auch niemanden wirklich überrascht. Egal, wen man darauf anspricht, alle sagen, sie hätten das kommen sehen. Das Konfliktpotenzial zwischen den zwei Bundesrätinnen sei halt beträchtlich – auch weil sie sich in der Art ähnlich seien.

## Ganz schön eklig

Sie sind beide von zierlicher Statur, haben den gleichen Haarschnitt. Beide wirken etwas spröde. Beiden eilt der Ruf voraus, dass sie ihre Vorlagen pedantisch genau bis zum letzten Komma studieren und formalistisch und pingelig ihre Standpunkte zu vertreten. Und sie gelten als rechthaberisch, kontrollwütig, machtbewusst. Nur ideologisch unterscheiden sie sich wie Hund und Katz: Die Berner Gutmenschen-Frau-Sommaruga tritt im Bundesrat als Hüterin der Menschenrechte auf und hat in der Asylpolitik eine Willkommenskultur installiert. Sie verbreite im Bundesrat manchmal schlechte Stimmung mit ihren moralischen Bedenken zu allem und jedem, sagen Insider. Sie könne ganz schön «eklig» tun. Vor allem sieht sie aber ihr «solides Erbe» (NZZ) gefährdet, da die liberal-freisinnige Keller-Sutter in Asylfragen als eiserne Lady gilt und in diesem Dossier einen härteren Kurs fahren wird.

«Bundesrätin Keller-Sutter ist in der Migrationspolitik strenger als Bundesrätin Sommaruga», meint Ständerat Andrea Caroni (FDP). «Sie wendet mehr Energie dafür auf, zu überlegen, wie man unerwünschte Migranten fernhält statt wie man zusätzliche Migranten einlädt.» Die neue Justizministerin sei auch wirtschaftspolitisch liberaler als ihre Vorgängerin im Amt und bei Staatseingriffen deutlich zurückhaltender. Das werde man bei der Konzernverantwortungsinitiative und bei der Aktienrechtsrevision spüren. SVP-Nationalrat Hans Egloff, Mitglied der Rechtskommission des Nationalrates, findet, vorläufig könne man

noch nicht beurteilen, ob es mit Keller-Sutter den erwarteten Kurswechsel gebe. Dazu sei es noch zu früh. Die Tonalität im Polizei- und Justizdepartement (EJPD) hat sich aber mit der St. Gallerin unmissverständlich geändert.

Das kann man in den Erklärungen der zwei Bundesrätinnen zum gleichen Geschäft nachlesen. So stand im Dezember 2018 in der Grossen Kammer eine Motion von Nationalrat Fabio Regazzi (CVP) zur Ausweisung von sogenannten Gefährdern in ihre Herkunftsländer zur Diskussion. Sommaruga, damals noch Justizministerin, argumentierte mit wiederholtem Hinweis auf die Menschenrechte, dass man diese gefährlichen Leute nicht ausschaffen könne. Der Bundesrat habe hier keinen Spielraum. Die neue Justizministerin Keller-Sutter, die das Geschäft in der Frühlingssession im Ständerat vertrat, plädierte zwar auch für eine Ablehnung der Motion. Sie kündigte aber an, dass sie diesen Gefährdern die Sozialhilfe streichen und ihnen nur noch Nothilfe gewähren wolle. SVP-Nationalrätin Barbara Keller-Inhelder ist überzeugt: «Bundesrätin Keller-Sutter wird eine neue Güterabwägung bei den Gefährdern zugunsten der Sicherheit der eigenen Bevölkerung vornehmen und anders als ihre Vorgängerin vorgehen.» Das hört Sommaruga nicht gerne, die ihre neue Rolle als Uvek-Chefin noch nicht gefunden hat und sich stattdessen bemüssigt fühlt, ihrer Nachfolgerin im Justizdepartement klarzumachen, wo es langgehen muss.

### Merkwürdiges Geschenk

Das begann schon bei der symbolischen Schlüsselübergabe am 20. Dezember 2018. Die SP-Bundesrätin hatte sich etwas ganz Gescheites einfallen lassen. Sie liess für ihre Nachfolgerin Keller-Sutter ein kunstvolles Mobile über dem Arbeitstisch installieren und gab ihr folgende Erklärung zum merkwürdigen Geschenk: «Du übernimmst das Departement der Menschen, die Opfer von Gewalt sind, von Flüchtlingen.» Das Justiz- und Polizeidepartement bemühe sich um Ausgleich und Gerechtigkeit. Das Mobile sei ein Zeichen der Sorgfalt und des Feingefühls, die es in dem Departement brauche. Es waren schöne Sätze, aber eben typische Sommaruga-Verhaltensregeln, als wüsste die frühere St. Galler Justizministerin nicht, womit sie es zu tun bekäme. Kein Wunder, lächelte Keller-Sutter beim Cüpli-Apéro etwas verkrampt in die Kameras der Fotografen.

Mitte Februar kam es zur grossen Auseinandersetzung. US-Präsident Donald Trump hatte die Europäer gebeten, gefangene Kämpfer der Terrormiliz Islamischer Staat aufzunehmen und vor Gericht zu stellen. Andernfalls seien die USA gezwungen, die Kämpfer auf freien Fuss zu setzen. Es ging um die Rücknahme europäischer Staatsangehöriger, die für den IS in den Krieg gezogen waren. In

einem Interview mit dem Westschweizer Radio liess nun die neue Justizministerin Keller-Sutter durchblicken, sie sei überhaupt nicht daran interessiert, diese Leute zurückzuholen. «Ich ziehe es vor, dass diesen Leuten vor Ort der Prozess gemacht wird», sagte sie. In der Bundesratssitzung vom 8. März stellte sie im Bundesrat diesen Vorschlag zur Debatte. Uvek-Chefin Simonetta Sommaruga verfasste prompt einen Mitbericht, in der sie eine aktive Rücknahme der IS-Kämpfer anregte. Aber am Ende setzte sich wieder einmal Keller-Sutter durch. Seither ist das Verhältnis zwischen den zwei Frauen noch ein bisschen mehr angespannt. Der Fototermin vor den drei Eidgenossen, der gleichentags stattfand, vermochte daran nichts zu ändern.

### Nicht völlig vergiftet

Sommaruga solle sich gescheiter auf ihr Uvek konzentrieren, kritisieren bürgerliche Parlamentarier. Dort gebe es genug zu tun. Das Uvek ist das grösste und schwierigste Departement mit insgesamt 2500 Mitarbeitern und einem Budget von 15 Milliarden Franken, wenn

### Sommaruga fühlt sich bemüssigt, ihrer Nachfolgerin klarzumachen, wo es langgehen muss.

man die Strassen- und Bahnfonds dazuzählt. Das Departement ist für Strom, Strassen, Bahnen, Zivilluftfahrt, Raumplanung, Klimapolitik und die Verbreitung von Radio- und Fernsehprogrammen verantwortlich. Es gibt viele ungelöste Probleme: bei der Umsetzung der Energiestrategie 2050, bei der aktuellen Revision des Raumplanungsgesetzes und bei der Erhebung von Radio- und Fernsehgebühren von Unternehmen. Wer Sommaruga kennt, weiss, dass sie bei Kritik auf stur schaltet und sich in Zukunft in die Geschäfte von Keller-Sutter einmischen wird. Das hat sie in einem Interview mit dem *Sonntagsblick* angekündigt. Zum Beispiel bei den Zielwerten für mehr Frauen in Führungsetagen. «Die Frauenvertretung bleibt weiterhin auf meinem Radar», gab sie zu Protokoll. Es hörte sich an wie eine Warnung davor, den von ihr vorgeschurten Pfad zu verlassen.

Noch hat der «Zickenkrieg», wie Parlamentarier die Rivalität zwischen den zwei Bundesrätinnen schon spöttisch nennen, das Klima im Bundesrat nicht völlig vergiftet. Lieber spricht man von inhaltlichen Differenzen zwischen den zwei Bundesrätinnen. Keller-Sutter gehe gelassen damit um, nur Sommaruga tue manchmal etwas schwierig. Spätestens wenn es im kommenden Jahr gegen die Begrenzungsinitiative der SVP geht, dürfte die Frauenpower wieder funktionieren. Bei dieser Frage sind Sommaruga und Keller-Sutter nicht zerstritten – wenigstens zurzeit nicht.



Geänderte Tonlage: Keller-Sutter.

# ETH im Blindflug

Joël Mesot hat sich als neuer Präsident der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich rasch in die Schulführung integriert. Das ist gefährlich für ihn und für die Schule. Verliert er seine Handlungsfreiheit, ist die Qualität bedroht. Das zeigt die Entlassung von Astronomieprofessorin Marcella Carollo. *Von Beat Gygi*

Der 54-jährige Physikprofessor Joël Mesot ist seit Jahresanfang Präsident der ETH Zürich und damit Chef der bekanntesten und exponiertesten Forschungs- und Ausbildungsinstitution der Schweiz. Bereits in normalen Zeiten ist das eine anspruchsvolle Führungsaufgabe; wenn aber ein Sturm aufkommt, wie ihn die ETH nun erlebt, sind die Anforderungen an Orientierungsfähigkeit und Standfestigkeit gewaltig. Wie will Mesot die Hochschule durch die Wirbel führen, was ist sein Kompass, ist er der ausserordentliche Typ, der richtige Mann für extreme Stresssituationen? Es ist der Präsident, der laut Gesetz die Gesamtverantwortung für die Hochschule hat. Auch die Informationspolitik gilt als präsidiale Aufgabe, und in dieser Hinsicht macht die ETH Zürich zurzeit einen verwirrenden Eindruck.

Über die Auseinandersetzung zwischen der Astronomieprofessorin Marcella Carollo und einer ihrer Doktorandinnen, die Carollo Mobbing vorwirft, hat die Öffentlichkeit von der Schulleitung lange Zeit wenig erfahren, der Fall schwelte in den Medien – bis Mesot dann Mitte März mit einer Stellungnahme an die Öffentlichkeit trat, die wie eine Bombe wirkte: An einer Medienkonferenz bat er um Entschuldigung für begangene Fehler der Schule, und gemeinsam mit ETH-Rektorin Sarah Springman legte er dar, die Schulführung beantrage beim Aufsichtsgremium, dem ETH-Rat, die Entlassung der Professorin Marcella Carollo – die erste solche Entlassung in der Geschichte der ETH Zürich. Gleichzeitig kündigte Mesot ein umfangreiches Paket zur Änderung von Prozessen und Strukturen an, Regelwerke und Kurse, um Führung, Verhalten und Betreuung an der Hochschule zu verbessern.

## Sprechen im Sinne des Apparats

Der erste offizielle Auftritt des neuen ETH-Präsidenten bestand also hauptsächlich aus einer Entschuldigung, einer Schuldzuweisung und dem Versprechen zur Verbesserung der Verhältnisse. Es entsteht unwillkürlich der Eindruck, dass Mesot nach hundert Tagen im Amt bereits voll ins administrativ-operative Führungssystem der ETH Zürich integriert sei. Er hat sich sozusagen voll eingeklinkt und bezieht Stellung gegen Carollo, wie diese von der Schulverwaltung vorgespurt worden ist – obwohl eine Kommission zur Überprüfung der Angemessenheit der Kündigung dies juristisch für nicht gerechtfertigt hält. Anders ausgedrückt: Mesot spricht sich bereits kurz nach seinem Antritt an



*Wenn die Chefs sich selber kontrollieren:* Physiker Mesot.



der ETH-Spitze öffentlich im Sinne des Apparats aus. Es liegt nun am übergeordneten ETH-Rat, den Antrag auf Entlassung zu beurteilen.

Das bringt die Frage auf, ob der Präsident in der kurzen Zeit alle Geschehnisse und Entscheide wirklich gründlich prüfen konnte. Ist das Führung mit Kompass? Die Informationspolitik hat er jedenfalls nicht unter Kontrolle. Kurz nach der Entlassungsankündigung im März sprach die ETH-Physikprofessorin Ursula Keller im Interview mit dem Online-Magazin *Republik* von Führungsmängeln, Sexismus und Korruption an der ETH Zürich. Damit stützte sie die Sicht ihrer Kollegin Marcella Carollo, deren Position in einer mehrteiligen Reportage der *Republik* breite Darstellung findet. Vergangenes Wochenende nun kam von ETH-Professor Rainer Wallny, Vorsteher des Departements für Physik, der Gegenaufritt in der *Sonntagszeitung*: Der Fall werde hochgespielt zu einem Fall ETH, es hätte Verfahren zur Schlichtung gegeben. Die Aufklärung des Falls wird noch eine Weile dauern und Mesot nach seinem Positionsbezug im Führungsspielraum einengen.

Wo hat er Führen gelernt? Eigentlich auch in der ETH-Gruppe. 1964 in Genf geboren, begann Mesot 1984 an der ETH Zürich das Physikstudium, und 1992 schloss er seine Doktorarbeit zum Thema Hochtemperatur-Supraleiter ab, dazu gehörten auch wissenschaftliche Abstecher nach Grenoble. Gleich anschliessend setzte er an dem zum ETH-Bereich gehörenden Paul-Scherrer-Institut (PSI) in Villigen im Kanton Aargau seine Karriere fort, 2007 wurde er Chef der Forschungskommission und bald ordentlicher Professor für Physik auf dem ersten gemeinsamen Lehrstuhl der Hochschulen der ETH Zürich und Lausanne. Er wurde zum regionenübergreifenden Nuklear- und Grundlagenforscher, gewann Preise und Anerkennung.

Allerdings kam bald der Karrieresprung, der ihn von der Forschungsarbeit wegzog. 2008 wurde er zum Direktor des PSI ernannt, quasi zum Manager eines Betriebs mit 2400 Mitarbeitern. Er suchte in dieser Funktion das Institut als Forschungszentrum für Festkörperforschung, Materialwissenschaften, Elementarteilchenphysik, Biologie, Medizin sowie Energie- und Umweltforschung möglichst vielfältig international in Stellung zu bringen, das PSI auch als Betreiber und Entwickler von Grossforschungsanlagen zu profilieren.

Nicht allen erschien dies ideal. Kritiker meinten, es sei zwar nachvollziehbar, dass verdiente Atomphysiker Direktoren des Instituts würden, aber dieser Posten sei eben nicht auf diese zugeschnitten. Wenn man das PSI als Forschungsinstitut positionieren wolle, setze man gute Forscher besser nicht als Direktoren ein, da diese sich in diesem Job ja gerade nicht auf ihre Stärken konzentrieren könnten. Von obersten Chefs müsse man strategisches, wirtschaftli-

ches und politisches Denken verlangen. Das PSI, 1988 aus dem Zusammenschluss des Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung und des Schweizerischen Instituts für Nuklearforschung entstanden, galt in der Schweiz lange quasi als Hüterin der Kernenergiekompetenz.

Mit dem Zurückdrängen und Vernachlässigen der Kernkraft verblasste diese Rolle jedoch, das PSI wuchs auf anderen Gebieten, und in der Wirtschaft kam verschiedentlich Kritik daran auf. In der Diskussion um den Atomausstieg war das PSI vielen zu leise, zumal es falsche Darstellungen in der Atomdebatte hätte korrigieren können. Gleiches gilt in Bezug auf die Debatte über die Rolle der Kernenergie bei der Minderung der CO<sub>2</sub>-Emissionen. Die Internationale Energieagentur und jüngst auch der Uno-Weltklimarat propagieren die Nuklearenergie nun deutlicher als früher als Mittel zur Mässigung der Treibhausgasemissionen. Viele hätten da vom PSI Führungsarbeit erwartet.

Nach zehn Jahren an der Spitze des PSI kam für Mesot im Herbst 2018 mit der Ernennung zum ETH-Zürich-Präsidenten der Sprung vom mittelgrossen, einigermaßen überblickbaren Unternehmen an die Spitze des riesigen und komplexen Gebildes ETH Zürich.

### Macht des Präsidenten

Führungswille und Führungsarbeit scheinen da noch viel wichtiger zu sein als auf Stufe PSI. Dies geht auch aus der Skizze hervor, die Mesot bei seinem öffentlichen Auftritt Mitte März als Massnahmen zur Verbesserung der Lage vorgestellt hat. Zuerst auf der Liste steht: «Führungskompetenzen bilden seit Anfang Jahr

### Hinsichtlich Informationspolitik macht die ETH derzeit einen verwirlichen Eindruck.

neben Exzellenz in Lehre und Forschung ein zentrales Auswahlkriterium bei der Berufung von Professorinnen und Professoren.»

Dies könnte der Anfang gewaltiger Änderungen sein. Lehre und Forschung, die Kernaufgaben von Professoren und Hochschule, erhalten damit ein konkurrierendes Beurteilungskriterium. Müssen alle guten Wissenschaftler künftig auch gute Führungsleute sein? Wie wird Mesot in Zukunft bei einer Professorenwahl die zwei Kriterien gegeneinander abwägen? Bei der ETH ist es ja der Präsident, der die Wahlvorschläge zuhanden des Rates macht, im Gegensatz zu den Universitäten, wo die einzelnen Fakultäten selber entscheiden. Zudem soll das Führungsverständnis bei den ETH-Angehörigen durch ein «umfassendes Leadership-Programm» weiterentwickelt werden.

Aufhorchen lässt auch der Satz, nach dem bis 2020 an der ganzen ETH die Mehrfachbetreuung von Studenten eingeführt werde. Dies erinnert an das Modell der Graduate Schools, bei

denen relativ viele Professoren und Doktoranden zu einer grösseren Einheit zusammengefasst und die Einzelprofessuren abgeschafft werden. Das ginge in Richtung Zentralisierung und Hierarchien, wie dies etwa die ETH Lausanne kennt. Ernst Hafen hätte als Präsident 2006 in Zürich Ähnliches einführen sollen, stiess aber auf den Widerstand der Basis.

Was kann Mesot ausrichten? Beobachter weisen darauf hin, welche grosse Macht der Präsident der Schulleitung habe, da laut dem in Revision befindlichen ETH-Gesetz «seine» Vizepräsidenten vom ETH-Rat nicht fest gewählt, sondern nominiert und damit auf Antrag ihres Chefs jederzeit abberufbar seien. Förderte dies allenfalls die Tendenz, dass die Unterstellten dem Chef eher nach dem Munde reden, statt ihn nach bestem Wissen zu beraten? Sollte das der Fall sein, hätte Mesot zwar viel Macht, wäre aber in einer Art Blindflug. Moment, da müsste doch das oberste Gremium, der ETH-Rat, Orientierung bieten. Dieser befindet sich aber selber in einer ungewissen Situation. Fritz Schiesser, Präsident seit 2008, tritt Ende April zurück, und für die Nachfolge ist dem Bundesrat lediglich eine Ad-interim-Regelung gelungen, indem Vizepräsidentin Beth Krasna den Posten übernimmt. Und wie sieht es weiter oben aus? Von Staatssekretärin Martina Hirayama, Direktorin des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation, hört man nichts. ○

Jetzt bestellen:  
Checkliste Pensionierung  
[vz.ch/checkliste](http://vz.ch/checkliste)

## Pensionierung

- **AHV**  
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**  
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**  
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.



**VermögensZentrum**

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Lugano  
Luzern | Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)



Jetzt kommen die Klima-Krabbelgruppen: grosse März-Demonstration in Berlin.

# Hört nicht auf die Klimapopulisten!

In der Klimafrage werden ständig Wissenschaft und Politik vermischt. Das ist gefährlich. Der Nobelpreis für Greta Thunberg wäre lächerlich.

Von Martin Rhonheimer

So sagt es Hans Joachim Schellnhuber, Gründer des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung: Mit den Schülerstreiks für das Klima sei eine neue Epoche angebrochen. Es gebe nun, um zu verhindern, dass unser Planet gegen die Wand gefahren werde, einen «Schulterchluss zwischen der Wissenschaft und den Kindern, den Jugendlichen». Das ist eine erstaunliche Aussage für einen Wissenschaftler. Erstens, weil die Wissenschaft nicht die Aufgabe hat, irgendetwas zu verhindern oder zu retten. Das ist, falls nötig, Aufgabe der Politik. Aufgabe der Wissenschaft ist es, Erkenntnisse zu gewinnen und Entscheidungsgrundlagen bereitzustellen. Eine Wissenschaft beziehungsweise eine Wissenschaftsinstitution, die selbst eine politische Agenda vorantreibt, steht im Verdacht, nicht-wissenschaftlichen, insbesondere politischen Interessen zu dienen.

Zweitens suggeriert die Aussage des Potsdamer Klimaforschers, hier würde die Wis-

senschaft in ihrem Bemühen Unterstützung durch eine neue, von ihr gänzlich unabhängige Kraft erhalten: durch Kinder und Jugendliche. Doch das ist ein Täuschungsmanöver. Die Ansichten und Ängste dieser Kinder und Jugendlichen gründen nicht auf irgendwelchen selbstgewonnenen Einsichten zum Klimawandel und zu dessen Gefahren. Sie stammen vielmehr von ebendieser – im Uno-Weltklimarat und in den mit ihm vernetzten Forschungsinstituten – politisch organisierten Wissenschaft und von deren gesellschaftlichen Multiplikatoren: den Medien, den Kirchen – und natürlich dem Schulunterricht, in dem den Kindern die Angst vor der Klimakatastrophe von klein auf eingetrichtert wird.

Welchen Mehrwert soll ein «Schulterchluss» mit dieser selbsterzeugten Bewe-



Forscher Schellnhuber.

gung ausgerechnet für die Wissenschaft haben – es sei denn, diese Wissenschaft verstünde sich selbst als Teil einer politischen Bewegung?

Klimaforscher Schellnhuber erweist sich damit als politischer Agitator und das Ganze als eine sich selbst verstärkende Blase. Wenn, wie in den letzten Wochen geschehen, mehr als 20 000 Wissenschaftler – so viele Klimaspezialisten kann es allerdings gar

nicht geben – sich mit dem Aufruf der Schülerin Greta Thunberg und der von ihr initiierten Klimastreik-Bewegung «Fridays for Future» solidarisieren: Dann ist das nicht nur ein absurder Tanz in einer gigantischen Blase, die immer mehr die öffentliche Meinung ergreift und, durch die Medien rückgekoppelt, sich dauernd selbst verstärkt. Es ist auch eine besonders bedenkliche Form von Populismus.

Es handelt sich um Populismus, weil sich hier Wissenschaftler eine volkstümliche Stimmung zunutze machen und eine von ihnen selbst erzeugte Angst vor der angeblichen Verschwörung einer kapitalistischen Wirtschaftselite, die den Planeten an die Wand

## Der absurde Tanz in einer gigantischen Blase ergreift immer mehr die öffentliche Meinung.

fahre. Damit legitimieren sie ihre eigene, mit Steuergeldern finanzierte Forschungstätigkeit und sichern damit auch ihre Pfründen, sprich: Subventionen aus Steuergeldern.

Verwerflich ist dieser Klimapopulismus, weil er Kinder und Jugendliche instrumentalisiert, die wie die meisten Bürger gar nicht imstande sind, die Zusammenhänge und Wahrscheinlichkeiten auch nur annähernd zu beurteilen. Sie werden von Wissenschaftlern aber dazu benutzt, um die in der Öffentlichkeit immer noch umstrittene und von vielen angezweifelte Behauptung eines weitgehend menschengemachten Klimawandels und einer durch die Politik zu verhindernden Klimakatastrophe einer weiteren öffentlichen Diskussion zu entziehen. Das ist der Wissenschaft unwürdig.

### Moralische Schutzmauer

Den Klimawandel zu leugnen, wäre Unsinn. Er ist eine offensichtliche Tatsache und eine der grossen Herausforderungen für die Zukunft. Auch wenn der menschengemachte Anteil daran aus wissenschaftlicher Sicht über jeden Zweifel erhaben scheint, darf nicht vergessen werden, dass sich das Klima im Laufe der Geschichte immer geändert hat. Die Ursachen des Wandels beurteilen und die einzelnen Faktoren gewichten: Das kann der wissenschaftliche Laie nicht. Auch der Schreibende ist dazu nicht in der Lage. Er wie auch die Politik haben gar keine andere Möglichkeit, als auf die Wissenschaft zu hören, und er lässt sich von dieser gern belehren. Doch kann, wer der wissenschaftlichen Kompetenz zu einem eigenen Urteil über die Sachfrage ermangelt, hellhörig sein auf Signale möglicher Manipulation und politischer Interessenverflechtungen im Wissenschaftsbetrieb. In diesem Fall wird dies von einer politischen Agentur wie der Uno koordiniert und vorangetrieben, die zudem eine wohlbekannte wirtschaftsfeindliche, sprich: antikapitalistische Ideologie auf ihre Fahne geschrieben hat. An solchen Signalen, die Misstrauen erwecken, fehlt es nicht. Die Klimaforscher wissen das. Dass sich nun ausgerechnet Wissenschaftler der Kinder und Jugendlichen bedienen, um mit deren Hilfe eine moralische Schutzmauer gegen Zweifler zu errichten, macht stutzig und kann nur das Vertrauen in sie untergraben.

Die Vermischung von Wissenschaft und Politik ist in der Klimafrage notorisch – und gefährlich. Nun springen selbst Politiker auf den Kinderzug auf und schlagen die schwedische Schülerin gar für den Friedensnobelpreis vor. Das ist lächerlich, ist, genau besehen, eigentlich ein Skandal. Die Konsequenz und Gradlinigkeit von Greta Thunberg wirken zwar authentisch. In Wirklichkeit ist die junge Schwedin aber zu bemitleiden, weil sie nicht aufgrund eigener Einsicht, sondern abhängig von Einflüssen und Autoritäten handelt, die für sie intellektuell undurchschaubar sind. Ihr Aufruf zur Panik und zu sofortigem Handeln klingt verantwortungsvoll, ist aber in Tat und Wahrheit das Gegenteil von Verantwortung und Aufgeklärtheit und verdient schon gar nicht einen Nobelpreis. Wer zur Panik aufruft, auf den sollte ein rationaler Mensch nicht hören. Vielmehr sollte dieser dem in Panik Geratenen helfen,



einen kühlen Kopf zu bewahren – vor allem dann, wenn es sich um einen an einer schweren Form von Autismus leidenden Menschen handelt, der, wie die Betreffende selbst erklärt, nur schwarzweiss zu sehen vermag.

### «Unsicherheit der Datenlage»

In seinem vor kurzem postum erschienenen Buch «Factfulness» schreibt Greta Thunbergs Landsmann Hans Rosling im Zusammenhang mit der Klimafrage: «Wenn ich gesagt bekomme, etwas müsse sofort geschehen, beginne ich zu zögern. Meistens steckt der Versuch dahinter, mich vom Denken abzuhalten.» Rosling erzählt, wie der Klimaaktivist Al Gore ihm gegenüber einmal bemerkte: «Wir müssen Furcht erzeugen» – damit die Menschen etwas tun. Rosling weigerte sich daraufhin, Gore für eine TED-Konferenz sei-

ne Blasendiagramme des Worst-Case-Szenarios zur Verfügung zu stellen. «Man muss sich immer weiter mit dem Problem befassen, darf aber nie zum Opfer der eigenen frustrierten und alarmierenden Botschaften werden», erklärte der schwedische Wissenschaftler sein Verhalten. «Man darf einerseits die Augen vor den Worst-Case-Szenarien nicht verschliessen, muss aber andererseits auch um die Unsicherheit der Datenlage wissen. Und wer Dampf machen will, muss trotzdem einen kühlen Kopf bewahren, um kluge Entscheidungen treffen zu können und seine Glaubwürdigkeit nicht aufs Spiel zu setzen.»

Wir sehen bei der deutschen Energiewende, was geschieht, wenn der kühle Kopf verlorengeht und politische Demagogie überhandnimmt: Man riskiert, die Wirtschaft eines ganzen Landes zu schädigen, zum Nachteil vor allem der Wenigverdienenden, und zwar, wie vorauszusehen ist, ohne irgendwelche nennenswerte Auswirkung auf das Weltklima. Es gibt effizientere und weniger wohlstandsvernichtende, aber auch unspektakulärere, nämlich marktwirtschaftliche Wege der CO<sub>2</sub>-Reduktion.

Aber das will man politisch nicht wahrhaben, denn man befindet sich eben in der Blase des Klimaaktivismus. Die Klimapopulisten sorgen dafür, dass diese nicht platzt – jetzt mit Hilfe der Instrumentalisierung von

## Wer zur Panik aufruft, auf den sollte ein rationaler Mensch nicht hören.

Kindern und Jugendlichen, die man damit, dass man sie zudem noch in Talkshows umwirbt und hätschelt, vom Erlernen kritischen Denkens abhält.

Den besten Rat, den man allen klimastreikenden jungen Menschen geben könnte und den jeder verantwortungsvolle Erwachsene und Erzieher ihnen auch geben sollte, ist: Lasst euch nicht von Klimapopulisten einspannen, sondern geht zur Schule, um zuerst einmal zu lernen, wie man mit Risiken und Wahrscheinlichkeiten umgeht. Dann handelt in eurem Leben aufgrund eigener Urteilskraft, nicht fremdbestimmt!



Martin Rhonheimer ist seit 1990 Professor für Ethik und politische Philosophie an der Päpstlichen Universität Santa Croce in Rom. Er ist Gründungspräsident des Austrian Institute of Economics and Social Philosophy in Wien, wo er zurzeit lebt. Er tritt als Autor

in unterschiedlichen Publikationen in Erscheinung, unter anderem in der NZZ oder der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.



Grosszügige Unterstützung der öffentlichen Hand: Climeworks in Hinwil.

# Teurer Rummel

Von Richard Branson bis *New York Times*: Alle feiern das ETH-Start-up Climeworks. Bis 2025 will die Firma ein Prozent der weltweiten fossilen CO<sub>2</sub>-Emissionen aus der Luft filtern. Die Gründer geben sich unternehmerisch. Doch ihr Geschäftsmodell ist eine gewagte Wette auf Kosten der Steuerzahler. *Von Florian Schwab*

Um kein anderes Schweizer Jungunternehmen wird ein derartiger internationaler Rummel veranstaltet wie um Climeworks. Das Versprechen des ETH-Spin-off trifft den Zeitgeist: Laut eigenem Bekunden haben die beiden Gründer Christoph Gebald und Jan Wurzbacher «die weltweit erste kommerzielle Kohlenstoff-Entfernungstechnologie» entwickelt, mit der man Kohlenstoffdioxid (CO<sub>2</sub>) aus der Umgebungsluft herausfiltern kann. Das Sonntagsmagazin der *New York Times* publizierte kürzlich ein langes Loblied unter dem Titel «The Tiny Swiss Company That Thinks It Can Help Stop Climate Change».

Auch in der *Financial Times* wurde das Start-up vor wenigen Tagen wohlwollend besprochen. Es gehört ferner zu den Finalisten der Virgin Earth Challenge, eines von Richard Branson im Jahr 2007 ausgelobten, aber bis heute nicht vergebenen 25-Millionen-Dollar-Preises für die beste Technologie, um im grossen Massstab CO<sub>2</sub> aus der Atmosphäre zu entfernen. Seit der Gründung im Jahr 2009 wurde Climeworks 387 Mal in der Schweizer Presse erwähnt. Zu den Ersten, welche die Jungfirma bejubelten, gehörte die *Wochezeitung*. (Das linke Blatt strafte Climeworks allerdings mit Liebesentzug, als ruchbar wurde, dass gefiltertes CO<sub>2</sub> auch an Coca-Cola verkauft wird, wo es als Kohlensäure für Getränke Verwendung findet.)

Im Jahr 2017 nahm Climeworks im zürcherischen Hinwil eine Demonstrationsanlage in

Betrieb, die sich zu einem Mekka von grün bewegten Journalisten entwickelt hat. Der Apparat, der mit Hilfe der Abwärme der Kehrrechtverbrennungsanlage Kezo betrieben wird, saugt CO<sub>2</sub> aus der Umgebungsluft ab und leitet dieses in ein nahegelegenes Gewächshaus, wo das Gas das Wachstum von Tomaten und Gurken befeuert. 900 Tonnen CO<sub>2</sub> leistet er gemäss seinen Erfindern jährlich.

Im Lärm um Climeworks geht unter, dass ein anderes Unternehmen mit Schweizer Technologie bereits seit 2014 auf der ganzen Welt gegen 400 000 Tonnen CO<sub>2</sub> pro Jahr rezykliert. Es handelt sich um die Messer Group, den weltweit fünftgrössten Hersteller von Industriegasen. Die Messer-Technologie setzt, anders als Climeworks, nicht bei der Umgebungsluft an. Stattdessen filtert sie das CO<sub>2</sub> aus den Abgasen von Industrieanlagen, etwa Produktionsstätten oder Kehrrechtverbrennungsanlagen.

In Sachen Wirtschaftlichkeit ist das Messer-Verfahren der Climeworks-Technologie haushoch überlegen. Die Tabelle vergleicht eine mittlere Messer-Anlage mit dem Hinwiler Modell von Climeworks. Die Kosten für die Filtrierung einer Tonne CO<sub>2</sub> betragen bei Climeworks derzeit rund 600 Franken. Bei Messer sind es weniger als 100 Franken. Dieser grosse Unterschied in der Effizienz liegt in erster Linie daran, dass die Konzentration von CO<sub>2</sub> in Abgasen über 300-mal höher ist als in

normaler Luft. Dementsprechend ist es beim ersten Verfahren viel einfacher, grosse Mengen herauszufischen. Während der leistungsfähigste Anlagentyp bei Climeworks, der bislang nur auf dem Papier existiert, maximal 1800 Tonnen CO<sub>2</sub> pro Jahr schafft – das Doppelte der Menge von Hinwil –, sind bei den Messer-Maschinen gemäss Prospekt bis zu 96 000 Tonnen möglich.

Mit der tieferen CO<sub>2</sub>-Konzentration ist noch ein weiterer Nachteil verbunden. Es braucht bei Climeworks etwa doppelt so viel elektrische Energie, um die Luft anzusaugen und CO<sub>2</sub>-frei wieder auszustossen, wie bei den

## Climeworks vs. Messer

Die beiden CO<sub>2</sub>-Filter-Anlagen im Vergleich

	Climeworks DAC-18	Messer Asco 1000 kg/h
Anschaffungskosten, in Millionen Franken	3–4	2,7
Jahreskapazität, in Tonnen CO <sub>2</sub>	900	8300
Bedarf an thermischer Energie pro Tonne gebundenes CO <sub>2</sub> , in Megawattstunden	2,50	1,30
Bedarf an elektrischer Energie pro Tonne gebundenes CO <sub>2</sub> , in Megawattstunden	0,50	0,24
Preis pro Tonne gebundenes CO <sub>2</sub> , in Franken	600	< 100

*Der Unterschied in der Effizienz ist beträchtlich.*

Messer-Anlagen. Je nach Herkunft des Stroms verschlechtert dies die CO<sub>2</sub>-Bilanz erheblich. Stammt er aus einem Kohlekraftwerk, dann macht dies bei Climeworks-Anlagen zwei Drittel der CO<sub>2</sub>-Ersparnis zunichte. (Zusätzlich zur elektrischen Energie für das Bewegen der Luft braucht es nochmals zirka fünfmal so viel thermische Energie für die physikalischen Prozesse im Filter.)

### «Technische Todsünde»

In Wissenschaft und Technik ist die Idee des «direct air capturing» (also des CO<sub>2</sub>-Abfangs in der Atemluft), auf das sich Climeworks spezialisiert, dementsprechend umstritten. Beim ersten Aufflammen des Themas um 2011 warnte Marco Mazzotti vom Institut für Verfahrenstechnik der ETH Zürich via NZZ, das Verfahren sei sehr teuer. Man solle das Geld lieber in die Abgasfilterung investieren. Und Howard Herzog vom Massachusetts Institute of Technology findet es «lächerlich», CO<sub>2</sub> aus der Umgebungsluft abzusaugen. Es gebe «so viele andere Wege, die viel billiger sind». Zum Vergleich: Das Binden einer Tonne CO<sub>2</sub> über die Schaffung zusätzlicher Waldflächen kostet zwischen fünf und fünfzig US-Dollar. Ein Ingenieur, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will, bezeichnet es gar als «technische Todsünde», ein Gas am Ort seiner geringsten Konzentration einzufangen zu wollen.

Er weist auch darauf hin, dass die wissenschaftliche Grundlagenarbeit für die CO<sub>2</sub>-Bindung bereits vor knapp hundert Jahren geleistet wurde. Entsprechende Technologien finden bei U-Booten und in der bemannten Raumfahrt seit geraumer Zeit Anwendung, um das von der Besatzung ausgeatmete CO<sub>2</sub> aus der Luft zu filtern. Bei Climeworks könne «nur das verwendete Adsorptionsmittel als besonders oder neu angesehen werden». Es handelt sich um einen Zellulosefilter, in dem die CO<sub>2</sub>-Moleküle wie in einem Schwamm steckenbleiben. Das Material hat Climeworks gemeinsam mit der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) entwickelt.

Bislang werden die Climeworks-Maschinen von Hand in der Schweiz gefertigt. Das Unternehmen plant, die Kosten in den nächsten zehn Jahren auf 100 bis 200 US-Dollar pro Tonne CO<sub>2</sub> zu senken, vor allem dank Automatisierung in der Produktion. Doch selbst wenn dies gelingt, wäre der Preis für das Entfernen einer Tonne CO<sub>2</sub> immer noch wesentlich höher als bei den Abgasfiltern à la Messer.

Die vielgerühmte Hinwiler Climeworks-Anlage, deren Kosten mit 3 bis 4 Millionen Franken angegeben werden, konnte nur mit grosszügiger Unterstützung des Steuerzahlers realisiert werden. Das Bundesamt für Energie (BfE) steuerte 1,22 Millionen Franken bei. (Bereits zwischen 2012 und 2015 subventionierte das BfE die Firma mit knapp 500 000 Franken.) Eine halb so grosse Anlage lieferte Climeworks

nach Italien. Im Rahmen von «Horizon 2020» sponserte das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation dieses Gerät mit über einer Million Franken.

Laut Climeworks-Angaben hat das Unternehmen bislang rund 50 Millionen Franken an Kapital und Fördergeldern erhalten. Mittlerweile beschäftigt es sechzig Mitarbeiter. Die Mehrheitsbeteiligung liegt bei den beiden Gründern. Zu den grössten externen Investoren gehört die Zürcher Kantonalbank. Beteiligungen halten ferner die Investmentgesellschaft Hesta der Gebrüder Bechtler sowie der Technologiekonzern Cadfem International. Letztes Jahr gelang eine Kapitalerhöhung im Umfang von 30 Millionen Franken.

Kann das Geschäftsmodell aufgehen? Bislang finden die Anlagen jedenfalls keinen reissenden Absatz. Das Unternehmen gibt seine derzeitige Produktionskapazität mit hundert Stück pro Jahr an, doch gesamthaft sind erst neun Climeworks-Anlagen in Betrieb, davon acht zu Forschungszwecken und jene in Hinwil kommerziell. Die *Weltwoche* hat Climeworks mit den Zweifeln an der Technologie und deren betriebswirtschaftlicher Effizienz konfrontiert, aber keine Antwort erhalten.

Überragend ist das Unternehmen im Verkauf grosser Visionen. Es will nichts weniger als «das Apple der erneuerbaren Energie» werden, wie Co-Gründer Christoph Gebald vor zwei Jahren der *Finanz und Wirtschaft* sagte. Um dieses Ziel zu erreichen, bezirzt es Investoren und die Öffentlichkeit mit gigantischen Zukunftsplänen. Bis 2025 sollen Climeworks-Maschinen ein Prozent der weltweiten CO<sub>2</sub>-Emissionen aus fossilen Quellen einfangen. In Zahlen bedeutet dies, dass 411 111 Anlagen des «Typs Hinwil» jährlich 370 Millionen Tonnen CO<sub>2</sub> aus der Luft filtern würden. Diese Anlagen würden, Stand heute, weit über 1000 Milliarden Franken kosten und damit mehr, als die jährliche Wirtschaftsleistung der Schweiz beträgt. Sie würden 185 Terawattstunden an elektrischer Energie verschlingen – das Zweieinhalbfache des jährlichen Schweizer Stromverbrauchs respektive das Fünffache der Solarstromproduktion in Deutschland. Ein nicht ganz unerheblicher Aufwand für das Einfangen eines winzigen Teils der fossilen CO<sub>2</sub>-Emissionen.

### Bill Gates als Konkurrent

Tatsache ist, dass die Firma auch zehn Jahre nach der Gründung kaum ein Gerät ohne Staatshilfe verkauft hat. Seit neuestem wendet sie sich an Private, welche ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss



Bejubelt: Gründer Gebald (l.), Wurzbacher.



freiwillig kompensieren wollen, beispielsweise bei einer Flugreise. Doch hier ist Climeworks aus den erwähnten Gründen ebenfalls exorbitant teuer. Kein Problem, findet das Unternehmen laut *Wochenzeitung*: «Wir gehen davon aus, dass es auch im Nachhaltigkeitskontext ein

Premiumsegment gibt.»

Ein Weg, wie die grosse Climeworks-Idee vielleicht doch noch zum Fliegen kommt, wäre eine international koordinierte, massive staatliche Förderung. Würde die EU beispielsweise den Preis im Emissionshandel für CO<sub>2</sub> von heute rund 25 Euro pro Tonne verzehnfachen, wären die Climeworks-Maschinen plötzlich vielleicht doch im Geschäft. In Interviews fordern die Climeworks-Gründer höhere Abgaben auf CO<sub>2</sub>-Emissionen. Die Firma setzt sich eifrig an den Uno-Klimakonferenzen in Szene. Auf seiner Facebook-Seite feiert das ETH-Start-up die Klimaaktivistin Greta Thunberg.

Doch auch bei seiner gigantischen Wette auf Hilfe vom Staat steht Climeworks nicht allein in der Warteschlange. Das kanadische Start-up Carbon Engineering, an dem neben Microsoft-Gründer Bill Gates auch etliche Ölkonzerne beteiligt sind, schickt sich an, Treibstoff herzustellen, ausgehend von aus der Luft gefiltertem CO<sub>2</sub>. Die Firma hat letztes Jahr 60 Millionen Dollar an frischem Geld aufgenommen. Wenn Climeworks wirklich den grossen Jackpot bei der fortschreitenden Klimaregulierung knacken will, muss es einen Zacken zulegen. Andererseits: Auch Apple wurde nicht an einem Tag erbaut. ○

VALUES WORTH SHARING

«Ich liebe Veränderungen, aber bei meiner Bank möchte ich Stabilität.»

Philippe Deecke, LGT Kunde seit 2007



Private Banking

lgt.ch/values

# Wenn die SRG dreimal zulangt

Seit diesem Jahr müssen KMU-Betriebe für Radio und TV Tausende Franken Zwangsausgaben leisten. Manche Unternehmen werden mehrfach besteuert. Der Ärger im Gewerbe ist gross. Verantwortlich für den Murks ist der Filz um Doris Leuthard. *Von Peter Keller*

Das Ei ist ausgebrütet. Nun flattern die Rechnungen in die Briefkästen. Seit diesem Jahr müssen in der Schweiz auch Unternehmen für den Empfang von Radio und TV bezahlen. Für viele Betriebe ein böses Erwachen: Die Abgabe wird auf der Basis der Umsatzzahlen berechnet und beträgt zwischen 365 Franken (bei 500 000 Franken Umsatz) und 35 590 Franken (ab 1 Milliarde Franken Umsatz) im Jahr.

Während die Eidgenössische Steuerverwaltung (ESTV), die das Inkasso bei den Unternehmen vornimmt, von einem «weitgehend problemlosen Start» spricht, wählt der Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Nationalrat und Unternehmer Jean-François Rime (SVP), drastische Worte. Firmen würden bis zu dreifach besteuert: Inhaber und Mitarbeiter zahlen die Zwangsabgabe als Privatpersonen, zusätzlich wird dem Unternehmen aufgrund der Umsatz-



Offenbar lobbyierte die SRG erfolgreich.



«Abkassiererei»: Nationalrat Rime.

steuer eine Rechnung gestellt. Neu bekommen auch Arbeitsgemeinschaften, wie sie im Bausektor nicht selten gebildet werden, Post von der Steuerverwaltung. Betroffene Firmen und Firmenchefs werden also gleich drei Mal belangt. Rime findet das eine «schamlose Abkassiererei».

Der Gewerbeverband bekommt den Unmut seiner Mitglieder direkt zu spüren. In den letzten Wochen seien über hundert Reklamationen und Rückfragen eingetroffen. Ressortleiter Dieter Kläy nennt die beiden Hauptreaktionen: die Empörung über die Doppelbesteuerung und dass nach Umsatz besteuert wird. Was die Medienzwangsabgabe konkret bedeutet, zeigen die drei folgenden Beispiele:

Der Garagist Christian Maier, Chef eines klassischen KMU-Betriebes, traute seinen Augen nicht, als er das Couvert öffnete: «Wir bezahlen für Radio und TV neu 5750 Fran-

ken!» Bisher zahlte der Inhaber der Schloss-Garage Winterthur für den Radioempfang 200 Franken. Der Betrag hat sich um das 26-fache erhöht. Dazu sind für ihn und seine Angestellten nochmals 365 Franken pro Privathaushalt fällig.

## Null Gewinn, volle Steuer

Das zweite Beispiel betrifft einen mittelständischen Betrieb aus der Innerschweiz. Das Unternehmen\* ist in vier eigenständige Einheiten aufgeteilt: Die Werner Keller Technik AG entwickelt eigene Produkte, die Werner Keller Metallbau AG stellt her und sorgt für

## Die Steuerverwaltung bestätigt den Unmut vieler betroffener Unternehmen.

die Montage, während die Bigsteel AG und die Paul Gysin AG als Zulieferer dienen: Sie schneiden, lasern und stanzen Metallteile. Der hohe Materialanteil der vier Unternehmen treibt den Umsatz in die Höhe. Die SRG freut's, den Seniorchef weniger. Werner Keller ärgert sich über die unehrliche Abstimmungsdebatte von 2015: «Es ist nicht in Ordnung, dass man offiziell nur von den sinkenden Fernsehgebühren für die Privaten gesprochen und damit die Zustimmung der Bevölkerung erkaufte, während auf der anderen Seite die mittelständischen Betriebe massiv mehr ausgenommen werden.»

Insgesamt muss das Familienunternehmen 6380 Franken Mediensteuer abliefern. Damit nicht genug: Die Betriebsimmobilien sind in einer eigenen AG zusammengefasst, die ebenfalls mehrwertsteuerpflichtig ist. Hier fallen nochmals 365 Franken an. Besonders absurd an diesem Fall: Die AG hat weder Angestellte, die Radio oder TV konsumieren, noch einen Quadratmeter Bürofläche, wo ein solches Empfangsgerät stehen könnte. Was Werner Keller am meisten empört, ist jedoch die Besteuerung nach Umsatz: «Viele Firmen müssen knapp durch oder legen in manchen Jahren sogar drauf. Trotzdem wird abkassiert. Es interessiert den Staat nicht, wenn du nichts verdienst.»

Zum dritten Fall: Daniel M. hat eine kleine Holding, mit der er Kapitalbeteiligungen an anderen Unternehmen hält. «Wir sind zu zweit und müssen jetzt 2280 Franken für das Schweizer Fernsehen abliefern.» Neben den



Grundlagen: ehemalige Uvek-Chefin Leuthard.

365 Franken, die beide privat bezahlen müssen. «Dass wir nicht zum Fernschgucken ins Büro kommen, sollte eigentlich allen, ausser den Politikern, die dieses Gesetz verbrochen haben, klar sein.» Die SRG erhält 1,2 Milliarden Franken aus dem Topf, für die privaten Medienhäuser fallen 81 Millionen ab.

Auf Nachfrage bestätigt die Eidgenössische Steuerverwaltung den Unmut vieler betroffener Unternehmen, etwa über die Mehrfachbesteuerung (im Fall von Arbeitsgemeinschaften) oder die Tatsache, dass in ihrem Betrieb ja keine Medien konsumiert würden beziehungsweise keine Radio- oder Fernsehgeräte herumstünden. Die ESTV verweist bei diesen Kritikpunkten höflich auf die gesetzlichen Grundlagen, die korrekt angewendet würden. Tatsächlich ist die Verantwortung für das Radio- und TV-Gesetz bei den politischen Akteuren zu suchen.

### Economiesuisse wechselte von Nein zu Ja

Die Vorlage stammte aus dem Departement von Doris Leuthard. Ihre Partei ist traditionell eng mit der SRG verbunden. Derzeit präsidiert der ehemalige CVP-Nationalrat und Walliser Staatsrat Jean-Michel Cina die quasistaatliche Mediengruppe, vor ihm waren es Viktor Baumeler, Raymond Loretan und Jean-Bernard Münch – allesamt Parteigenossen.

Im Nationalrat wurde versucht, die Unternehmen von dieser Zwangsabgabe zu befreien, schliesslich könnten Firmen nicht Radio hören oder TV schauen. Mit Stichentscheid wurde der Antrag abgelehnt, wegen Abweichlern der FDP. Denkbar knapp war auch die Volksabstimmung: Das Gesetz wurde mit nur 3700 Stimmen Vorsprung angenommen. Ausschlaggebend war die überraschende Ja-Parole von Economiesuisse. Der Vorstand des grössten Wirtschaftsdachverbandes hatte das ursprüngliche Nein gedreht. Offenbar hatte die SRG erfolgreich lobbiiert. Hansueli Loosli, Coop-Chef und Verwaltungsratspräsident der Swisscom, soll dabei entscheidend mitgewirkt haben (*Tages-Anzeiger* vom 10. 3. 2015). Er hat der inzwischen zurückgetretenen Bundesrätin Leuthard bereits ein Verwaltungsratsmandat bei Coop verschafft.

Die Mediensteuer belastet die Schweizer Unternehmen mit jährlich 174 Millionen Franken. Mit einem in der vergangenen Wintersession eingereichten Vorstoss will Nationalrat Gregor Rutz (SVP) die Abgabe wieder abschaffen. Der Gewerbeverband unterstützt das Anliegen. Fragen an Economiesuisse, wie sie die Millionenbelastung der Wirtschaft heute sieht und ob sie die Abschaffung unterstützt, blieben bis Redaktionsschluss unbeantwortet.

\*Die Werner Keller Metallbau AG ist ein Familienunternehmen und wird vom Bruder des Autors geleitet.

## Politik

# Über die Wirtschaft hinaus

Das Rahmenabkommen mit der EU fasst eine Anpassung des Freihandelsabkommens von 1972 ins Auge. Das ist für die Schweiz mit erheblichen Risiken behaftet. *Von Rudolf Walser*

Das Freihandelsabkommen (FHA) zwischen der Schweiz und der EU von 1972 stellt die Grundlage für den heutigen zollfreien Handel mit Industrieprodukten und verarbeiteten Landwirtschaftserzeugnissen mit der EU dar. Zusammen mit den später abgeschlossenen bilateralen Abkommen wird in diesem Rahmen ein jährliches Handelsvolumen von 260 Milliarden Franken (2018) mehr oder weniger problemlos abgewickelt. Allerdings genügt das FHA den heutigen Anforderungen an die hohe Konformität mit den EU-Vorgaben nicht mehr, unter anderem wegen veralteter Ursprungsregeln. Von daher ist es begrüssenswert, dass es im Entwurf zum Rahmenvertrag mit der EU, genannt InstA, eine politische Absichtserklärung gibt, das FHA von 1972 zu modernisieren, auch wenn diese Erklärung nicht verbindlich ist.

### Liberalisierungsvertrag

In diesem Zusammenhang spielt aber die Art und Weise der Modernisierung des FHA, die bereits sechs Monate nach Inkrafttreten des InstA in Angriff genommen werden soll, eine entscheidende Rolle. Hierzu gibt es eine relativ präzise gemeinsame Erklärung zum InstA, die neben der Verbesserung der Zusammenarbeit im Zollwesen und der Vereinfachung der Ursprungsregeln die neu auszuhandelnden Bereiche einzeln aufführt: Dienstleistungen, Investitionen, geistiges Eigentum, Submission und Zugang zu öffentlichen Aufträgen, gemeinsame Anerkennung von Konformitätsbewertungen (MRA), Beihilfen, Verhältnis zu anderen Handelsabkommen. Es spricht deshalb vieles dafür, dass ein modernisiertes FHA als Marktzugangsabkommen eingestuft würde und damit unter das InstA fiel.

Das hätte für die Schweiz erhebliche Konsequenzen, die bisher kaum thematisiert wurden. Zunächst ist daran zu erinnern, dass das FHA 1972 von seiner Funktion her ein Liberalisierungsvertrag ist, der auf den Marktzugang beschränkt ist und

keine Integration in den EU-Binnenmarkt anstrebt. Er ist nur mit Schutzklauseln ausgestattet und umfasst keine Rechtsharmonisierung. Ein modernisiertes, umfassendes FHA wäre jedoch höchstwahrscheinlich ein Integrationsabkommen, das binnenmarktähnliche Verhältnisse mit Rechtsharmonisierung und einheitlicher

Gerichtshoheit (Europäischer Gerichtshof, EuGH) zum Ziel hätte. Damit verlöre die Schweiz erhebliche handelspolitische Freiheitsgrade beziehungsweise Optionen.

Die Alternative eines eigenständigen, modernen FHA mit der EU nach dem Muster von Kanada oder Japan, in denen es ebenfalls binnenmarktähnliche Regelungen, aber ohne Rechtshoheit des EuGH gibt, stünde der Schweiz dann nicht

mehr zur Verfügung. Als alternative Beziehungsmodelle verblieben ihr somit nur noch der EU-Beitritt oder der Eintritt in den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). In diesem Zusammenhang muss aber auch die Frage gestellt werden, ob unsere Wirtschaft wirklich auf einen offiziellen, perfekt passenden Schlüssel zum EU-Raum angewiesen ist. Oft wird übersehen, dass man sich auf dem EU-Binnenmarkt auch mit weniger bindenden Handelsabkommen erfolgreich positionieren kann, wie dies vor allem die Erfahrungen aussereuropäischer Länder, etwa der USA, oder asiatischer Handelspartner zeigen.

Kluge Politik versucht stets, Handlungsoptionen zu erweitern, statt sie einzuschränken, wie dies mit der Annahme des InstA der Fall wäre. Deshalb kann das InstA nicht nur aus der Optik einzelner Sektoren, etwa der Wirtschaft oder der Hochschulen, erörtert werden, geht es doch letztlich um die Souveränität und Staatlichkeit der Schweiz. Die Geschichte lehrt, dass eine einmal verkaufte Freiheit nur schwer zurückerobert werden kann.

Rudolf Walser war früher Chefökonom bei Economiesuisse und anschliessend beim Think-Tank Avenir Suisse tätig.



Rudolf Walser.



# Harmonie der Gegensätze

Ist die Verknüpfung von Steuerreform und AHV-Finanzierung ein staatspolitisches Schwerverbrechen? Die Kritiker deuten das an und betonen den Grundsatz der Einheit der Materie. Die Kritiker irren. Ein Parlament muss Kompromisse dieser Art schmieden können, sonst leidet die Demokratie. *Von Andreas Kley*

§ Seit die Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Ständerates (WAK-S) ihren erfolgreichen und Gesetz gewordenen Vorschlag zur AHV-Beitragserhöhung/Steuervorlage 17 (Staf) unterbreitet hat, reisst die Diskussion um die Einheit der Materie nicht mehr ab. Die Presse attackiert das Parlament: «Kuhhandel», «Die Jahrmarktgaule kaufen die Bürger mit Zuckerwatte», «Aushebelung durch die Hintertür», «politisches Gammelfleisch», «Kompromissversagen» oder «höchst unappetitlich».

Die Einheit der Materie will sicherstellen, dass die Teilnehmer einer Abstimmung über die Teilrevision der Verfassung oder die Unterzeichner einer Volksinitiative ihren Willen differenziert ausdrücken können: Teilbare Vorlagen müssen aufgeteilt werden, so dass die Abstimmenden ihr Ja oder Nein zu den einzelnen Teilen separat ausdrücken können. Bei der Staf-Vorlage handelt es sich nicht um eine Verfassungs-, sondern um eine Gesetzesvorlage. Diese verbindet ein linkes Anliegen – die Sicherung der AHV ohne Erhöhung des Rentenalters – mit einem rechten, den Steuerentlastungen für internationale Konzerne. Beide sind, für sich gesehen, gescheiterte Einzelvorlagen, die miteinander verbunden nun eine tragfähige Kompromisslösung darstellen sollen.

## Nur Minderheiten

Die Verteidiger des Staf-Pakets weisen darauf hin, dass es sich nicht um einen «Kuhhandel», sondern um einen Kompromiss handle. Das ist zwar in der Sache richtig. Aber auch dieser Ausdruck wirkt negativ, denn es liegt der Ausdruck «fauler Kompromiss» nahe. Wer einen Kompromiss eingeht, hat sein ursprüngliches Ziel aufgegeben, die rote Linie überschritten oder ist vom rechten Weg abgekommen. Kompromissler sind in der Idee nie sauber. Saubermänner dagegen verfolgen ihre Ziele kompromisslos. Das gilt als konsequent und ehrlich. Die kompromisslosen Politiker werden keinen Millimeter von ihrer Linie abrücken. Sie bleiben ihren Zielen treu, auch wenn sie damit scheitern. Funktioniert demokratische Politik so?

National- und Ständerat besitzen die höchste demokratische Legitimation: Sie werden nach dem Proporz- beziehungsweise dem Majorzprinzip direkt vom Volk gewählt. Die Verfassung weist sie als die «oberste Gewalt im Bund»

aus. Deshalb steht der Bundesversammlung die zentrale Aufgabe zu, die politischen Konflikte zu regeln, indem sie die in alle Richtungen ausmündenden politischen Wünsche der Parteien und der Interessengruppen zu einem Willen des Staates bündelt. Dieser äussert sich hauptsächlich in der Gesetzgebung. Die politischen Parteien sind sozusagen dem Parlament vorgeschaltet. Sie sammeln die vielfältigen politischen Ausrichtungen der Stimmbürger, formulieren bestimmte parteipolitische Ziele und bringen diese Anliegen über ihre Vertreter im Parlament in den Gesetzgebungsprozess ein.

Im Vielparteiensystem der Schweiz gibt es nur Minderheiten. Keine Partei hat die Gewissheit, dass sie sich von vornherein in der Mehrheit wiederfinden wird. Die Parteivertreter im Parlament wollen sich trotz gegensätzlicher Interessenlagen wenigstens in Kompromissen wiederfinden, um ihre Anliegen zumindest teilweise durchsetzen zu können. Verfolgt eine Partei in diesem System eine Alles-oder-nichts-Strategie, so verliert sie für die Wähler jede Attraktivität, da sie überhaupt kein Anliegen durchbringen wird. Die politischen Parteien sind im Vielparteiensystem gezwungen, Kompromisse einzugehen, um wenigstens teilweise Sieger zu sein.

Ein Kompromiss bedeutet das Zurückstellen von dem, was die Parteien trennt, zugunsten dessen, was sie verbindet. Das parlamentarische Verfahren im Vielparteiensystem erzeugt Entscheidungen auf einer mittleren Linie. Dabei geht es um das Bemühen, dass sich die Parteien im pluralistischen Staat vertragen und sich gegenseitig Teilerfolge zugestehen. Es ist klar, dass die durch rote Linien abgeschirmte absolute Wahrheit nie ans Ziel gelangen wird. Die Demokratie ist eine Staatsform der Relativierung und des Sich-Vertragens. Gotteskrieger und dickköpfige Ideologen werden sich daran stossen und von der «unreinen» Demokratie angewidert sein. Ihre Staatsform ist die Diktatur, die nie auf Kompromiss angewiesen ist.

## Zweistufige Willensbildung

Das System der Schweiz kombiniert repräsentative Demokratie mit fakultativem Referendum. 50 000 Stimmbürger können eine beschlossene Vorlage der Volksabstimmung unterstellen. Die dem parlamentarischen Verfahren nachgeschobene Volksabstimmung bei Bundesgesetzen

(und anderen Vorlagen) macht die staatliche Willensbildung in diesen Fällen zweistufig.

In einer ersten Stufe, also im parlamentarischen Verfahren, erfolgt die Willensbündelung schrittweise. Kommissionen und Plenum beraten einen Gesetzesentwurf Artikel für Artikel durch. Jedes Ratsmitglied kann verlangen, dass über teilbare Abstimmungsfragen getrennt abgestimmt wird. Jeder Artikel bietet Anlass zum Nachgeben oder Beharren. Jeder Parlamentarier kann in der Sitzung seinen Willen differenziert ausdrücken. Ob er damit durchkommt, hängt bei jeder Detailfrage davon ab, ob seine Kollegen mit ihm stimmen. Die Parteien beziehungsweise die Fraktionen organisieren die Zustimmung zu den von ihnen unterstützten Anträgen. Sie stimmen einem Antrag einer anderen Fraktion zu und erhalten im Gegenzug für ihre Anliegen die Zustimmung dieser Fraktion.

Dieses Geben und Nehmen der Fraktionen – man könnte auch von einem «Stimmenhandel» sprechen – führt einen Kompromiss herbei. Am Ende dieses Verfahrens finden in beiden Räten die Schlussabstimmungen statt: Die Parlamentarier treffen die endgültige Entscheidung dafür, das Gesetz als Ganzes anzunehmen oder abzulehnen. Sie können sich bei dieser letzten Stimmabgabe nicht auf die Einheit der Materie berufen, denn sie haben bekanntlich vorher artikelweise abgestimmt. In der Schlussabstimmung müssen alle Fraktionen und ihre Parlamentarier darüber befinden, ob ihr Standpunkt im Gesetz genügend abgebildet ist oder nicht. Stimmen beide Kammern der Vorlage zu, so enthält die Referendumsvorlage eine verträgliche Vielheit der Materien und entspricht damit dem Pluralismus der politischen Richtungen.

§ Die zweite Stufe der Willensbildung kommt nur zum Zuge, wenn das fakultative Referendum zustande kommt, wie das im Fall der Staf-Vorlage geschehen ist. Das Gesetzesreferendum schliesst direkt an den Beschluss des Parlaments an. Die Stimmberechtigten können so wie die Parlamentarier in der Schlussabstimmung die Vorlage in globo annehmen oder ablehnen. Auf die im Parlament erreichte Kompromissbildung können sie keinen direkten Einfluss ausüben. Sie haben ihn nur insofern, als sie die Abgeordneten in direkter Wahl be-



stellen und dabei Personen entsenden, die ihre Interessen vertreten.

Im dezentralen Urnenabstimmungsverfahren ist eine differenzierte Willenskundgebung nicht möglich. Wer behauptet, bei der Volksabstimmung über ein Bundesgesetz gelte die Einheit der Materie, das heisst, über alle teilbaren Fragen müsse getrennt abgestimmt werden, nimmt das parlamentarische Verfahren nicht ernst. Die Fraktionen im Parlament dürften dann ihre Anliegen nicht mehr mit gegenseitigen Zugeständnissen mit Hilfe eines Kompromisses wenigstens teilweise durchsetzen. Ein derartiges Kompromissverbot verunmöglicht die parlamentarische Willensbildung, die referendumsfeste Vorlagen erarbeiten soll.

Im Fall der Staf-Vorlage sind ein linkes und ein rech-

tes Anliegen verbunden worden, um einen positiven Parlamentsbeschluss zu ermöglichen. Die beiden Anliegen wären bei getrennter Abstimmung im Parlament gescheitert, womit keine Volksabstimmung stattgefunden hätte. Die Stimmbürger mögen mit der Kompromissarbeit der Parlamentarier unzufrieden sein, und sie haben probate Mittel dagegen: Sie wählen andere Parteien und Parlamentarier oder erteilen der Vorlage zwecks Nachbesserung eine Abfuhr. Auf diese Weise verbinden sich repräsentative und direkte Demokratie.

#### Spielregel der Referendumsdemokratie

Das Bundesgericht hat 1949 die Wahl- und Abstimmungsfreiheit als ungeschriebenes Grundrecht entdeckt und anerkannt. 1964 hat es – gestützt darauf – verlangt, dass kantonale Gesetzesvorlagen die Einheit der Materie einhalten müssten. Die Staatsrechtslehre hat sich diese Forderung zu eigen gemacht und behauptet,

dass sie für den Bund umfassend gelte: Danach werde die Einheit der Materie verletzt, wenn die einzelnen Bestandteile einer Vorlage künstlich und abstimmungstaktisch zusammengefügt seien. Eine einzige Abstimmungsvorlage dürfe daher nicht mehrere abtrennbare politische Ziele verfolgen.

Die Begründung für diese Meinung erfolgt rechtstechnisch-dogmatisch: Aus der in der neuen Bundesverfassung geregelten Wahl- und Abstimmungsfreiheit (Artikel 34) leiten Lehre und Rechtsprechung die Einheit der Materie ab. Ableitungen sind juristische Kniffe, mit denen etwas nicht Geschriebenes verbindlich gemacht wird, ohne dass dies näher zu begründen ist. Es ist eine Tatsache, dass der Verfassungsgeber 1999 die Einheit der Materie für die Teilrevisionen der Verfassung, aber nicht für die Abstimmungen über Bundesgesetze vorgeschrieben hat. Keine «Ableitung» ändert etwas am harten Verfassungsbuchstaben. In der Schweiz hat noch immer der Verfassungsgeber die grundlegenden Entscheidungen getroffen.

§ Die in der parlamentarischen Debatte votierenden Parlamentarier können ihren Willen vollkommen präzise ausdrücken. In der Schlussabstimmung und in der nachgeschobenen Volksabstimmung wird nur die Ja/Nein-Frage gestellt. Eine differenzierte Willenskundgebung ist in beiden Abstimmungen per se unmöglich. Die Parlamentarier haben das Vertrauen der Stimmbürger und sind legitimiert, die Details der Gesetzgebung selbst und abschliessend fest-

#### Im Fall der Staf-Vorlage sind ein linkes und ein rechtes Anliegen verbunden worden.

zulegen. Das «Volk» kontrolliert am Ende, ob die Parlamentarier der Mehrheitsmeinung des Volkes entsprochen haben. Selbstverständlich weiss das «Volk» erst nach der Stimmauszählung, was es wünscht.

Die überrissenen Anforderungen der Lehre würden die parlamentarische Arbeit blockieren. Das Parlament dürfte nur noch Detailvorlagen beschliessen, die sich auf eine nicht mehr teilbare Frage beziehen. Gesamtkodifikationen (Zivilgesetzbuch, Obligationenrecht, Strafgesetzbuch, Prozessgesetze) und gewöhnliche Bundesgesetze, wie das in der Volksabstimmung vom 21. Mai 2017 angenommene Energiegesetz (das elf Gesetze änderte), oder Sparvorlagen (die stets zahlreiche Gesetze ändern) wären nicht mehr zulässig. Diese Anforderungen der Einheit der Materie widersprechen der parlamentarischen Arbeit. Denn bei Bundesgesetzen müssen politische und damit künstliche Verbindungen möglich sein. Parlamentsinterne, abstimmungstaktische Kompromisse sind notwendig, wenn es darum



*Manchmal funktioniert zusammen, was nicht zusammen gehört.*

geht, in beiden Räten einen positiven Beschluss zu erzielen.

Im Sinne der Wahl- und Abstimmungsfreiheit wäre es einzig fragwürdig, wenn die Bundesversammlung zwei Vorlagen, die in der GesamtAbstimmung je getrennt eine Mehrheit erreichen würden, nachträglich verknüpfen würde, um das Stimmvolk unter Druck zu setzen. In solchen Fällen würde nicht im Parlament ein Kompromiss geschlossen, sondern das Urnenabstimmungsverfahren manipuliert. Das Bundesgericht sah diese Konstellation in einem Fall von 2011 aus dem Kanton Neuenburg als erfüllt an. Das Neuenburger Parlament hatte einen von ihm beschlossenen Gegenvorschlag zu einer Volksinitiative betreffend Kinderbetreuung mit einer Steuervorlage verknüpft. Die parlamentarische Mehrheit kam für beide Vorlagen getrennt zustande, und das Parlament wollte nachträglich das Volk zur Annahme beider Vorlagen zwingen. Dies stellte einen Missbrauch der parlamentarischen Gestaltungsmacht dar.

### Scheinjuristisches Argument

Die englische Königin Anne hatte 1702 das Kolonialparlament von New Jersey auf die «single-subject rule» mit der Absicht verpflichtet, dessen Gesetzgebungstätigkeit einzuschränken. Das war 1702 politische Machtkalkül. Heute ist das ebenso: Wer die Geltung der Einheit der Materie für den Bundesgesetzgeber fordert, der will Kompromisse verhindern und damit das Parlament blockieren. Es handelt sich um ein antiparlamentarisches und damit antidemokratisches Anliegen. Es ist erstaunlich, dass sich die Staatsrechtslehre mehrheitlich für diese Idee starkgemacht hat, ohne die Konsequenzen zu bedenken.

§ Die Lehre sieht zum Teil das Problem des Kompromissverbots und ändert die Argumentation. Sie behauptet, die Einheit der Materie sei gar keine Rechtsnorm, die (binär) erfüllt oder nicht erfüllt ist, sondern ein «Grundsatz». Das ist ein gekannter Griff in die juristische Trickkiste: Denn ein Grundsatz ist flexibel; man kann sich dafür entscheiden, ihn eine gewisse Zeit zu verwirklichen, oder ihn mit einer Ausnahme ausschalten. Die Einheit der Materie als blosser Grundsatz wirkt nicht als Kompromissverbot auf das Parlament zurück. Die Politiker nehmen diesen scheinjuristischen Ball gerne auf, wenn eine Blockade des Parlaments Gewinn verspricht. Das Grundsatz-Argument ist ein Placebo (Latein: «Ich werde gefallen»), das beliebiges Handeln zu rechtfertigen vermag.

Andreas Kley ist ordentlicher Professor für öffentliches Recht, Verfassungsgeschichte sowie Staats- und Rechtsphilosophie an der Universität Zürich.



«Überlegenheit der Verwaltung über das Gesetz»: Regierungsrat Heiniger.

## Ausnahmeentscheider

Der Zürcher Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger (FDP) steht in der Kritik wegen mutmasslich rechtswidriger Entscheidungen. Seine Dissertation gibt Einblick in sein Amtshandeln. *Von Christoph Mörgeli*

Die Verwunderung ist gross. Der im Mai zurücktretende, allseits beliebte, beim letzten Mal bestgewählte aller Zürcher Regierungsräte ist zur Zielscheibe heftiger öffentlicher Angriffe geworden. Mittlerweile beschäftigen sich auch parlamentarische Kommissionen mit seinen umstrittenen Entscheidungen. Dabei war der frühere Stadtpräsident von Adliswil und nachmalige Zürcher Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger in den zwölf Jahren seines Wirkens in der Zürcher Exekutive wohlgeleitet und regierte ohne grosse Skandale. Jetzt holt den drahtigen, umtriebigen

Marathonläufer die geballte Kritik an seiner Amtsführung ausgerechnet am Ende seiner Amtszeit ein.

Der kantonale Ombudsmann, parlamentarische Kommissionen, eine Universitätsklinik und verschiedene Medien gehen mit Regierungsrat Heiniger hart ins Gericht. Sogar eine geheime kantonsrätliche Sonderkommission wurde eingesetzt, welche die Tatbestände untersuchen soll. Wegen der angeblichen Veröffentlichung amtsgeheimer Dokumente in der letzten *Weltwoche* (Nr. 14/19) hat der Präsident dieser Sonderkommission soeben Anzeige

wegen Amtsgeheimnisverletzung erstattet. Dies löst allerdings kein einziges Problem. Kern der Vorwürfe bildet die Tatsache, dass unter Heinigers Mitwirken und Verantwortung das Universitätsspital Zürich (USZ) der orthopädischen Universitätsklinik Balgrist die Behandlung der Tumorpatienten erfolgreich streitig machte. Und zwar – so eine Pointe der Affäre – ausgerechnet durch die Zusam-

---

## Ausgerechnet am Ende seiner Amtszeit holt ihn die geballte Kritik an seiner Amtsführung ein.

---

menarbeit mit einem angeblichen Spezialisten, den zuvor sowohl die Universitätsklinik Balgrist wie die Universität Zürich wegen gravierenden Fehlverhaltens in Forschung und Lehre entlassen hatten.

### Widersprüche und unwahre Aussagen

Dabei war das Universitätsspital Zürich 2012 bei der Vergabe des Leistungsauftrags «Knochen Tumoren» noch übergegangen worden, weil sowohl die qualifizierten Operateure wie die notwendigen Fallzahlen fehlten. Doch 2016 nahm das USZ die Entlassung von Professor B. F. durch das Balgrist und durch die Universität zum Anlass, unter Anstellung des Entlassenen den Bereich Tumorchirurgie der Konkurrentin Balgrist doch noch zu entreissen. Die USZ-Vertreter wurden bei Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger vorstellig und fanden bei ihm ein geneigtes Ohr. Mit mutmasslich unvollständigen, ja falschen Informationen zog Heiniger auch seine Regierungskollegen auf seine Seite. In der Folge erhielt das USZ ebenfalls einen Leistungsauftrag für die Knochen Tumoren. Und zwar sollten die Operationen von B. F. ausgeführt werden, den kurz zuvor zwei renommierte universitäre Institutionen wegen fehlbaren Verhaltens entlassen hatten. Das ist so, wie wenn ein entlassener Jumbo-Bruchpilot plötzlich ans Steuer eines Airbus sitzen darf.

Obwohl sich Regierungsrat Heiniger auf die Nachfragen des kantonalen Ombudsmanns immer mehr in Widersprüche und unwahre Aussagen verstrickte, hielt er eisern an seinem rätselhaften Entscheid fest. Seine nachgelieferten Begründungen entsprachen keiner Logik, stimmten in sich nicht überein, ja waren schlicht falsch. So hart jedenfalls urteilen die amtlichen Kontrollstellen.

Der Bericht des damaligen Ombudsmanns Thomas Faesi (SVP) birgt Zündstoff und liest sich fast wie ein gedrucktes Amtsenthebungsverfahren. Faesi wirft Heiniger und dessen Gesundheitsdirektion Verstösse gegen das Krankenversicherungsgesetz, Verstösse gegen das Interesse des Gesundheitsschutzes, Verletzung des Anspruchs auf rechtliches Gehör, Verletzung des Willkürverbotes, Handeln wider Treu und Glauben sowie Verletzung des

Verwaltungsrechtspflegegesetzes vor. Wie konnte es nur so weit kommen?

Aufschluss über das selbstherrlich anmutende Amtsgebaren von Thomas Heiniger gibt eine juristische Dissertation aus dem Jahr 1985, eine Art Handlungsanleitung für autokratisches Führen in einem demokratischen Rechtsstaat. Der Titel der Doktorarbeit lautet: «Der Ausnahmeentscheid». Der Autor heisst – Thomas Heiniger.

### Spielraum offengelassen

In dieser Dissertation steht wörtlich: «Der Ausnahmeentscheid dient bei richtiger Anwendung der besseren Verwirklichung der geltenden Ordnung im Einzelfall.» Aber Achtung: «Ermächtigt wird niemals der Bürger zu einem ausnahmsweisen Verhalten, sondern die Behörde zur ausnahmsweisen Entscheidung.» Kein Wunder also, dass Thomas Heiniger kein einfacher Bürger bleiben wollte, sondern in eine mächtige und ermächtigte Behörde drängte. Der spätere Entscheider Heiniger schrieb weiter: «Der Verwaltung wird ein beträchtlicher Spielraum offengelassen, selbst zu entscheiden, wann und wo besondere Verhältnisse vorliegen.» Es gelte, «den Spielraum der Verwaltung» mitsamt der «Überlegenheit der Verwaltung über das Gesetz dort zu rechtfertigen, wo er es verdient».

Interessant auch diese Passage: «Der Gesetzgeber stellt damit für schwer erfassbare Situationen Auswege zu zweckmässigeren Lösungen zur Verfügung, die bei ausnahmslos strikter Anwendung der allgemeinen geltenden Ordnung nicht erzielt werden können.» Doktorand Heiniger beurteilt die Ausnahme Klauseln «als höchst begrüssenswertes Rechtsinstitut, auf das der Gesetzgeber kaum je ganz wird verzichten können». Sollte sich ein Gesetz als unverhältnismässig erweisen, sei nämlich «eine ausnahmsweise Nichtberücksichtigung angebracht».

Besonders geeignet für «Ausnahmeermächtigungen» ist laut Thomas Heiniger das Verwaltungsrecht: «So gibt es heute kaum einen Bereich im Verwaltungsrecht, der nicht mit Ermächtigungen zur Ausnahmeentscheidung versehen ist.» Es fehle dem Gesetzgeber nicht an Möglichkeiten – so zitierte der damals 28-Jährige einen Rechtsgelehrten –, «auf die Beachtung der Individualität bei der schliesslichen Rechtsverwirklichung Einfluss zu nehmen.»

Die eigene Dissertation als Prophezeiung: Als Gesundheitsdirektor hat Heiniger auf die «Individualität» eines fehlbaren Chirurgen Rücksicht genommen. Und ihm unter mutmasslichen – laut Ombudsmann mehrfachen – Rechtsbrüchen wieder eine Stelle am Zürcher Universitätsspital verschafft. Regierungsrat Heiniger scheint seine Doktorarbeit direkt ins Regierungshandeln umgesetzt zu haben: als Ausnahmeentscheidender Ausnahmepolitiker. ○

## Kostenkontrolle

# Walliser Wertarbeit

## Schon fast sechs Milliarden Franken hat die A9 verschlungen. Ein Ende ist nicht abzusehen.

Der Bundesrat hat vor einigen Tagen für die Fertigstellung des Autobahnnetzes in der Schweiz in diesem Jahr 260 Millionen Franken bereitgestellt, fast die Hälfte davon fliesst ins Oberwallis. Das wird auch in den kommenden Jahren so sein, denn das Bundesamt für Strassen (Astra), die Oberaufsicht über den Autobahnbau, geht davon aus, dass die A9 durch das Rhonetal 2032 fertiggebaut sein wird. Aber ganz genau will das niemand vorhersagen, weil man mit der Schnellstrasse schon 2006 fertig sein wollte.

Aber die A9 steht längst als Chiffre für Bau-skandale, Fehlplanungen und auch Behördenversagen. 1969 hat der Bundesrat laut Astra das generelle Projekt für eine Autobahn von St. Maurice bis Brig genehmigt. Seither basteln die Walliser daran herum. Besonders die letzten

---

## Für das Oberwallis ist die A9 fast so wertvoll wie die Basilika Sagrada Família für Barcelona.

---

32 Kilometer von Siders hinauf nach Brig sind ein Knorz, der inzwischen selbst CVP-Politiker stört, obschon besonders die CVP die lange Spur von Pleiten, Pech und Pannen mitverantworten muss. Die Partei macht seit Jahrzehnten die Musik im Baudepartement.

### 22 Zentimeter pro Tag

Gegenwärtig sorgt gerade der Durchstich eines Tunnels in der Gegend von Gampel für Querelen im Kantonsparlament. Wieder ist von Pusch und Fehlplanung die Rede. Nachdem ein Arbeiter verschüttet wurde, darf der Tunnelbau aus Sicherheitsgründen nicht mehr als 22 Zentimeter pro Tag vorangetrieben werden. Nach letzten Schätzungen wird allein diese 550 Meter lange Röhre Kosten von 220 Millionen Franken verursachen. Insgesamt hat die A9 bisher 5,7 Milliarden Franken verschlungen. Weitere 1,3 Milliarden sind laut Astra für die Fertigstellung nötig.

Für das Oberwallis ist die A9 inzwischen fast so wertvoll wie die Basilika Sagrada Família für Barcelona. An diesem Gotteshaus bauen die Katalanen seit 1896, und es ist noch immer nicht fertig. So lange sind die Walliser noch nicht am Werk. Doch für das Oberwalliser Baugewerbe ist die A9 längst ein sehr erspriesslicher Wirtschaftsfaktor – und solange die Millionen aus Bern fliessen, hat auch niemand Interesse, das Bauwerk zügig abzuschliessen. *Hubert Mooser*



Gesinnungswandel: Marine Le Pen.



«Liga der Ligen»? Matteo Salvini.



Kümmert sich um Religion: Viktor Orbán.

## «Wir brauchen die bürgerliche Rechte»

Populisten aller Länder wollen das Europäische Parlament erobern. Was trennt, was verbindet sie? Der französische Politologe Jean-Yves Camus über ihre ideologische Herkunft, die Gefahren und Grenzen ihrer Allianz. Von Jürg Altwegg

«Wir erleben historische Augenblicke», erklärte Marine Le Pen im vergangenen Herbst, als sie in Rom mit Matteo Salvini den Wahlkampf für das Europaparlament eröffnete: «Wir werden im Mai 2019 Geschichte schreiben: Ein Europa der Nationen wird entstehen.» Salvini versprach eine «Revolution des gesunden Menschenverstands», die Europa umwälzen werde. Können die EU-kritischen Parteien eine Fraktion bilden? Einig sind sie sich in der Einwanderungs- und Flüchtlingspolitik. Darüber hinaus gibt es historische Altlasten und ideologische Konflikte, die einem Zusammenschluss im Weg stehen. Die Polen misstrauen Wladimir Putin und dem Antiamerikanismus der französischen Populisten, die ihrerseits von russischen Banken finanziert werden. Alexander Gauland (AfD) kritisiert die zunehmend linke und soziale Ausrichtung des Rassemblement national (RN), die eine weitergehende Zusammenarbeit schwer vorstellbar mache. «Der Hass auf einen gemeinsamen Feind reicht für eine Allianz nicht aus», befindet Jean-Yves Camus: «Nationalisten vertreten unvereinbare Interessen.»

Herr Camus, gegenwärtig sind die populistischen Parteien im Europaparlament in drei verschiedenen Fraktionen zusam-

mengeschlossen. Was haben sie gemeinsam, was trennt sie?

Die Unterschiede bezüglich der taktischen Ausrichtung und der ideologischen Differenzen sind gewaltig. Zwei der drei Fraktionen stützen sich auf Abgeordnete aus Grossbritannien, die im neuen Parlament fehlen werden. In der dritten – dem Bündnis «Europa der Nationen und der Freiheit» – sind die Parteien von Marine Le Pen, Geert Wilders und Matteo Salvini zusammengeschlossen. In den letzten Jahren hat sich vieles verändert.

Was zum Beispiel?

Jörg Haider wollte nicht mit dem Front national von Jean-Marie Le Pen zusammengehen. Sein Nachfolger Heinz-Christian Strache lud Marine Le Pen 2016 zum «Patriotischen Frühling» der FPÖ ein. Das Zentrum der populistischen Bewegung hat sich nach Rom verlagert. Schon im vergangenen Herbst haben Salvini von der Lega und Le Pen vom Rassemblement national den Wahlkampf um Europa eröffnet. Im November bestimmte das RN als erste französische Partei seinen Spitzenkandidaten: den erst 23 Jahre alten Jordan Bardella, einen Sohn italienischer Einwanderer. Bardella symbolisiert die guten Beziehungen.

Haben sie andere gemeinsame Themen als die Einwanderung?

Salvini und Le Pen hatten sich in der Zentrale einer Gewerkschaft, die der Lega nahesteht, getroffen. Sie sprachen über «Wirtschaftswachstum und soziale Perspektiven in einem Europa der Nationen». Für das RN ist diese Ausrichtung neu, Jean-Marie Le Pen hatte in den französischen Gewerkschaften nie Fuss fassen können. Er war ein Wirtschaftsliberaler, der Steuersenkungen wollte und die Sozialhilfeempfänger verhöhnte. Marine Le Pen ist die soziale Frage inzwischen sehr wichtig, sie versucht auch, von der Bewegung der Gelbwesten zu profitieren.

Matteo Salvini sprach von einer «Liga der Ligen». Kann es eine Internationale der Populisten, der Nationalisten, geben?

Historische Differenzen machen einen paneuropäischen Zusammenschluss der nationalistischen Parteien schwierig. Die Populis-

«Es gibt Unterschiede bezüglich der Rolle des Staats: von ultraliberal bis zu zentralistisch und dirigistisch.»

ten in den skandinavischen Ländern wollen mit der Lega und dem RN nichts zu tun haben. Die Schwedendemokraten hatten zwar in den neunziger Jahren mit Le Pen zusammengearbeitet, gehen inzwischen aber

ihre eigenen Wege. Die finnischen und dänischen Populisten waren nie mit dem RN in einer Fraktion. Sie verbündeten sich mit den Euro-Skeptikern. Jaroslaw Kaczynski, der die traditionalistische, konservative Rechte verkörpert, und auch Viktor Orbán kümmern sich um Religion, während sich andere populistische Regierungen einen Deut darum scheren.

#### Gibt es weitere Unterschiede?

Es gibt Unterschiede bezüglich der Rolle des Staats in der Wirtschafts- und Finanzpolitik: von ultraliberal bis zu zentralistisch und dirigistisch. Die entscheidenden Differenzen betreffen Europa und den Euro. Im Wahlkampf um die französische Präsidentschaft hatte Marine Le Pen den Frexit und den Ausstieg aus dem Euro befürwortet und dazu eine Volksabstimmung versprochen. Davon ist keine Rede mehr. Die EU und der Euro werden nicht mehr in Frage gestellt. Dieser Gesinnungswandel hat auch mit der neuen Stärke der Populisten zu tun: Sie sind überzeugt, Europa von innen heraus verändern und seine Institutionen reformieren zu können.

#### Wie wird die Wahl im Mai ausgehen?

Für die Mehrheit wird es den Populisten nicht reichen. Sie hoffen auf eine Sperrminorität, mit der sie die Nominierung der EU-Kommissare beeinflussen wollen.

Sie möchten das Europa, wie es gegenwärtig funktioniert, abwickeln und zur Souveränität der Nationen zurückkehren. Aber ein alternatives Modell für Europa haben sie nicht.

#### Ist die EU in Gefahr?

Die Entwicklung ist beängstigend. Es steht schlecht um die gemässigte, die bürgerliche Rechte. In Frankreich unter Emmanuel Macron sowieso, nach den Meinungsumfragen liegen die Republikaner für die Europawahl bei zwölf Prozent. Für Angela Merkel ist die Lage kompliziert. Die britischen Konservativen verlassen die EU. In anderen Ländern ist eine ähnliche Entwicklung im Gang. Die Rechte hat keine Doktrin und kein kohärentes Programm. Die Krise der Sozialdemokratie ist noch viel schlimmer. Von der SPD weiss man, dass sie über Abgeordnete verfügen wird, bei den französischen Sozialisten gibt es nicht einmal mehr diese Gewissheit.

#### Davon profitieren die extremen Parteien an den Rändern.

Nicht nur. In Frankreich ist es «La République en marche!» von Emmanuel Macron. Ich habe wirklich den Eindruck, dass die demokratische Linke und die klassische Rechte im Sterben liegen. Bei der Rechten sind die Verhältnisse relativ klar: Die Populisten legen zu. Bei der Linken gibt es eine starke Zersplitterung. In Italien wurde sie von Cinque



Synthese rechter und linker Ideen: Alain de Benoist.

Stelle absorbiert. Es existieren radikale Gruppierungen wie das «La France insoumise» von Jean-Luc Mélenchon und Podemos in Spanien. Die Grünen haben ein grosses Potenzial, auch bei der Wahl ins Europaparlament.

#### Was halten Sie von den ständigen Vergleichen mit den dreissiger Jahren?

Das ist ein gewaltiger Irrtum. Wenn man sich an die wissenschaftliche Definition des Faschismus hält, wird schnell deutlich: Im Populismus fehlen wesentliche Komponenten. Es gibt keine Milizen, die Parteien wollen keinen Totalitarismus und keine Diktatur, sie bekennen sich zu den demokratischen Institutionen. Niemand weiss, was im Falle ihrer Machtergreifung geschehen würde. Aber ganz sicher gäbe es keinen Faschismus wie in den dreissiger Jahren. Der Faschismus wollte einen «neuen Menschen» schaffen. Die Populisten plädieren ganz im Gegenteil für die Rückkehr zu den alten, traditionellen Bindungen, die zerstört worden sind: zur Nation, zur Religion, zu den regionalen Identitäten, zur Familie.

#### Bis zu einem gewissen Grad kann man das ja verstehen.

Ja, aber wir haben angesichts der Gefährlichkeit des radikalen Faschismus Angst vor einer Wiederkehr. Gleichwohl ist es lächerlich, die Populisten und die Rechtsextremisten zu bekämpfen, als handle es sich um Nazis. Nur «Unsere Slowakei» und die «Goldene Morgenröte» in Griechenland sind neonazistische Parteien.

#### Warum tut man es trotzdem?

Während siebzig Jahren war man der Überzeugung, dass die Rückkehr der Rechtsextremisten in die Demokratie unmöglich sei. Sie wurden mit Staatsstreich, dem



«Zur Demokratie gehören alle politischen Familien»: Politologe Camus.

Marsch auf Rom, der Reichspogromnacht in Verbindung gebracht. Marschall Philippe Pétain war im Kontext der französischen Niederlage an die Macht gelangt. Mit der Demokratie hielt man die Rechts-extremisten für unvereinbar. Dass sie modern sein können, sich an Spielregeln halten – das war nicht vorgesehen. Jetzt haben wir Parteien, die sich an Wahlen beteiligen, ihre Kampagnen wie alle anderen Parteien in den sozialen Netzwerken führen und erklären, dass sie für eine andere Republik mit direkter Demokratie kämpfen. Aber nicht, dass sie die Republik abschaffen wollen. Das verwirrt alle. Wenn man überfordert ist, Angst hat, reagiert man mit den simpelsten Erklärungen.

#### **Weshalb begannen Sie sich eigentlich für die extreme Rechte zu interessieren?**

Anfang der achtziger Jahre war man der Überzeugung, dass die extreme Rechte endgültig aus dem politischen Spektrum verschwunden sei. So erzählten es auch meine Professoren. Mich interessierte vor allem die Frage, ob man eine Ideologie als tot bezeichnen kann. Wer weiss, ob der Marxismus in fünfzig oder hundert Jahren nicht wiederaufersteht? Ich ging als Student eine Wette ein: Die extreme Rechte wird zurückkehren. Tatsächlich tauchte dann das faschistische Gedankengut ziemlich überraschend im *Figaro Magazine* auf, in der Wochenendbeilage der traditionsreichen Tageszeitung, die von einem ehemaligen Kollaborateur gekauft worden war. Man sprach von der «Neuen Rechten», Alain de Benoist war ihr hauptsächlichster Theoretiker.

#### **Was hatte die Neue Rechte mit der alten, faschistischen Rechten gemein?**

Alain de Benoist und seine Mitstreiter hatten nach dem Mai 68 in kleinen neofaschistischen Gruppierungen wie «Europe-Action» gekämpft. Aber sie pflegten fortan eine andere, gediegene Sprache. Sie wollten keine Politik machen, sondern ein intellektuelles Gerüst erarbeiten. Es ging ihnen um den Kulturkampf, um den Einfluss ihrer Ideen. Alain de Benoist ist von der deutschen «konservativen Revolution» beeinflusst.

**Alain de Benoist war mit dem Schweizer Armin Mohler befreundet, der nach dem Krieg als Sekretär von Ernst Jünger arbeitete und heute als Vordenker der Alternative für Deutschland gilt. Dank Mohler wurde Benoist in Deutschland bekannt. Spielt Mohler auch in Frankreich eine Rolle?**

Er hat die Nouvelle Droite beeinflusst, ist aber weitgehend unbekannt geblieben. Mohler war ein ausgewiesener Kenner Frankreichs, auch des Gaullismus. Sein Buch über die «konservative Revolution»



«Eifriger Katholik»: Steve Bannon.

ist fantastisch und bezüglich seiner Quellen unerreicht. Es hat seinen französischen Lesern ein wichtiges intellektuelles Kapitel der Geschichte des Nationalsozialismus vermittelt – auch mir.

**Im Zusammenhang mit der Wahl von Trump wurde über einen möglichen Einfluss der Nouvelle Droite diskutiert. Steve Bannon hat sich ausdrücklich zu Charles Maurras, dem Dichter des klassischen französischen Faschismus, bekannt. Und Jean Raspails Buch «Das Heerlager der Heiligen» als Antizipationsroman der Flüchtlingskatastrophe erwähnt. Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen Bannon und Benoist?**

Alain de Benoist ist 75 Jahre alt, er schreibt regelmässig für die *Junge Freiheit*. Sein Buch «Le moment populiste» ist eine Synthese

---

**«Bannon wirkt wie einer, der nach dem Sieg herbeieilt und sich als dessen Prophet inszeniert.»**

---

rechter und linker Ideen. Benoist steht der Philosophin Chantal Mouffe, die einen linken Populismus fordert, näher als den rechten Populisten. Bannon ist Amerikaner, und seine Auffassung von der amerikanischen Weltherrschaft – trotz des Isolationismus – ist mit der europäischen Unabhängigkeit unvereinbar. In wirtschaftlicher Hinsicht vertritt er einen Ultraliberalismus, den die Neue Rechte bekämpft. Und Bannon ist ein eifriger Katholik, während de Benoist dem Paganismus anhängt.

**Woher kommt Bannons Gedankengut? Welches sind seine intellektuellen Wurzeln?**

Es handelt sich um ein Patchwork, das während seiner Zeit bei der Marine entstanden

ist. Er las die katholischen Traditionalisten und die konservativen Amerikaner. Es ist in intellektueller Hinsicht eher dürftig und hat den Europäern in ideologischer Hinsicht nichts zu bieten. Er tut so, als hätte er den europäischen Populismus erfunden. Aber das hat Christoph Blocher mit der SVP schon sehr viel früher getan. Auch bei der Gründung der AfD spielte Bannon keine Rolle. Das Aufkommen des Front national fand ohne seine Beteiligung statt. Steve Bannon wirkt ein bisschen wie einer, der nach dem Sieg herbeieilt und sich als dessen Propheten inszeniert.

**Der Wahlkampf wird von Emmanuel Macron geprägt. Was halten Sie von dessen Strategie, die Europawahl als Auseinandersetzung zwischen ihm und den Populisten zu führen?**

Sie ist sehr intelligent, und die Populisten haben sie sofort aufgegriffen. Seit dem vergangenen Herbst steht die Schlachtordnung fest: Macron gegen Salvini, Orbán, Le Pen. Die «Fortschrittlichen», die von Macron repräsentiert werden, gegen die Populisten und Nationalisten. Von dieser Zuspitzung profitieren beide Lager, und dass es bei der Europawahl um Europa geht, ist ja auch erfreulich.

**Ist die Zuspitzung berechtigt?**

Wenn die Skeptiker und die Souveränisten so stark werden, dass sie Europa stoppen und verändern können, müssen die Bürger entscheiden.

**Ihre Prognose?**

In Frankreich könnte sich Macron durchaus bezahlt machen. Nach dem Chaos mit den Gelbwesten zeichnet sich eine Wende ab. Die entscheidende Frage ist: Was bleibt von der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Rechten?

**Was halten Sie für wichtiger: sich in der Auseinandersetzung zwischen Macron und den Populisten zu positionieren oder die traditionellen Parteien zu retten?**

Zu einer funktionierenden Demokratie und Debatte gehören alle politischen Familien. Ohne die Sozialdemokraten bekommen wir eine radikale Linke, die den Klassenkampf erneuert und Europa abwickeln will. Die bürgerliche Rechte brauchen wir als Bollwerk gegen die Rechtsextremisten.

Jean-Yves Camus ist Politologieprofessor. Er leitet in Paris die Beobachtungsstelle des politischen Radikalismus und forscht am «Institut de relations internationales et stratégiques» (Iris). Seine Fachgebiete sind die rechten und die islamischen Extremisten. Er ist Verfasser von mehreren Büchern über die populistischen und neofaschistischen Bewegungen. Zuletzt veröffentlichte er «Les Droites extrêmes en Europe».

# Totgesagte leben länger

Von Hansrudolf Kamer — Die Nato ist älter geworden als beabsichtigt. Amerika ist mehr denn je auf Asien fokussiert, und sein Präsident twittert Kritisches, doch Europa braucht das Bündnis weiter.



Die Organisation für den Nordatlantikpakt gibt weit weniger zu reden als die Europäische Union. Das liegt daran, dass sie älter ist, begrenzte Ziele hat und ihren Mitgliedern mehr

Freiheit lässt. Das siebzigjährige Bestehen der westlichen Verteidigungsallianz wurde letzte Woche in Washington zelebriert, orchestriert von den üblichen Dissonanzen, die ihre Geschichte prägen.

Der Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg hielt auf dem Capitol die Jubiläumsrede und forderte mehr Anstrengungen aller Mitglieder angesichts verschärfter Grossmachtrivalitäten. Das war vor allem an die Deutschen gerichtet, die ihre Bündnispflichten etwas nonchalant schultern.

Seit 1949 hat das Bündnis drei grössere Phasen durchlebt. Gegründet im beginnenden Kalten Krieg mit der von Lord Ismay klar formulierten Aufgabe «to keep the Russians out, the Americans in, and the Germans down», setzte es zunächst darauf, grosse Truppeneingebote an der innerdeutschen Grenze zu stationieren.

Diese waren nach dem Prinzip der «Schichttorte» aufgestellt, was sicherstellen sollte, dass die Sowjets nicht nur Deutsche, sondern Amerikaner, Briten, Belgier und Franzosen angreifen mussten. Das sollte Bündnissolidarität garantieren, denn der Zusammenhalt einer Verteidigungsallianz ist immer der kritische Punkt. Der vielzitierte Artikel 5 des nordatlantischen Vertrags sieht nämlich keine Beistandsautomatik vor.

Die Amerikaner hatten sich darauf nicht verpflichtet und sich eine Hintertür offengelassen, um nicht in innereuropäische Streitereien hineingezogen zu werden. Der gegenwärtige Präsident Amerikas mit seiner Rhetorik über Trittbrettfahrer spielt direkt darauf an und verletzt sensible europäische Gefühle.

Die zweite Phase begann mit der Auflösung der Sowjetunion. Der Gegner war abhandgekommen, die Existenzfrage war gestellt. Manfred Wörner, der deutsche Verteidigungsminister, pflegte zu sagen: «Out of area or out of business». Gemeint war, die Nato müsse ihre regionale Beschränkung auf das Bündnisgebiet aufgeben und weltweit agieren, sonst werde sie zerfallen.

Natürlich prägt Geschichte das Verhalten der Nationen. Die osteuropäischen Vasallen der Sowjetunion suchten nach der Auflösung des Warschaupakts Schutz im Westen vor einem potenziell wieder expansiven Russland. Dabei gab es dafür zunächst keinen Anlass. Präsident Jelzin hatte sogar den Antrag gestellt, dass sein Land ebenfalls in die Nato aufgenommen werde.

Im Westen war dazu niemand bereit. Und in Russland regten sich Gegenkräfte. Man hatte auch mehr damit zu tun, die Rest-Föderation zusammenzuhalten. Die Nato ging derweil «out of area», griff im Bosnienkrieg ein, dann im Kosovokrieg und schliesslich in Afghanistan. Anti-Terrorismus- und Anti-Pirateriekampagnen ergänzten das Bild.

Für die dritte Phase war der russische Präsident Putin verantwortlich. Seine Intervention in Georgien 2008 und das Eingreifen in der Ukraine 2014 signalisierten, dass das Fass voll war. Putin agierte, weil aus seiner Sicht die Nato zu weit nach Osten expandiert war.

## Hohelied des Friedens

Diese Nato der dritten Phase hat mittlerweile 29 Mitglieder, 21 «Partner für den Frieden» (unter ihnen die Schweiz) und zusätzlich 15 Länder, die anderweitig mit der Allianz zusammenarbeiten. Ihr Fokus ist wieder der

Nordatlantik – die globale Strategie ist de facto weg. Georgien und die Ukraine werden nicht aufgenommen, nur das neu so benannte Nordmazedonien hat noch realistische Chancen.

Sieht man nur auf die Zahlen, geht es der Nato gut. Den deutschen Tänzchen um die Zwei-Prozent-Regel zum Trotz stellen die Militärausgaben der europäischen Nato-Mitglieder und ihre Wirtschaftsmacht Russland weit in den Schatten. Ihr kollektives Militärbudget ist das zweitgrösste auf der Welt hinter Amerika und vor China und Russland. Die russische Wirtschaft ist kleiner als jene Kanadas (ein Nato-Mitglied). Moskau braucht sein Arsenal von Nuklearwaffen, um weiterhin als Grossmacht zu gelten.

Seit letztem Jahr läuft die «European Reassurance Initiative». Amerika schickt wieder schwere Waffen und Truppen nach Europa, und die US-Präsenz in Polen soll weiter anwachsen. Nach 2005 war die stolze Sechste Flotte im Mittelmeer auf ein einziges Schiff zusammengeschmolzen.

Nun soll wieder eine ganze Flugzeugträger-Kampfgruppe ins Mare Nostrum entsandt werden. Die maritime Präsenz im Baltikum und im Schwarzen Meer soll verstärkt werden. Hätte Trump wirklich die Absicht, die Nato auszumustern, würde er sich anders verhalten.

In Festtagsreden wird oft das Hohelied des europäischen Friedens gesungen. Sein Garant ist aber nicht die EU, sondern die Nato. «To keep the Germans down» heisst auch, inner-europäische Rivalitäten einzugrenzen. Insofern ist die Schwäche der Bundeswehr ein Design-Feature der Allianz. Würden die Deutschen wirklich ernsthaft aufrüsten, wäre das Geheul aus allen Ecken nicht zu überhören.



Übliche Dissonanzen: Nato-Generalsekretär Stoltenberg (l.), Präsident Trump.

# Sie habe die Härte der Giganten

Chicagos neue Bürgermeisterin Lori Lightfoot schreibt Geschichte. Kaum jemand hätte geglaubt, dass die Wähler im Mittleren Westen eine völlig unbekannte schwarze Kandidatin wählen würden, die obendrein mit einer weissen Frau verheiratet ist. *Amy Holmes* über die Ursachen eines verblüffenden Aufstiegs.



«Moralische Pflicht»: Aussenseiterin Lightfoot.

«Was für eine irre Geschichte!», sagte Lori Lightfoot im Interview mit einem Chicagoer Lokalsender. Am Dienstag vergangener Woche wurde die ehemalige Staatsanwältin, die noch nie für ein politisches Amt kandidiert hatte, zur ersten schwarzen und offen lesbischen Bürgermeisterin von Chicago gewählt. Mit 74 Prozent der Stimmen errang die kleingewachsene und bescheidene 56-Jährige einen erdrutschartigen Sieg über ihre Kontrahentin Toni Preckwinkle, die wie sie der Demokratischen Partei angehört. Lightfoot eroberte alle fünfzig Wahlkreise der Metropole, ja sogar Preckwinkles heimischen Bezirk. Donna Brazile, Vorsitzende des Democratic National Committee (DNC) während der Präsidentschaftswahlen 2016, erklärte gegenüber der *Weltwoche*: «Sie hat die ganze Stadt durcheinandergewirbelt.»

Es war eine Schlammschlacht. Preckwinkle hatte ihre Rivalin mit einem Nazi verglichen und ihr unterstellt, sie habe sich zur Marionette von weissen Interessen machen lassen. Bei einer Veranstaltung des Preckwinkle-Lagers zwei Wochen vor dem Wahltag polterte der demokratische Abgeordnete Bobby Rush: «An alle, die Lori wählen: Das Blut des nächsten jungen Schwarzen, der von einem Polizisten getötet wird, klebt an euren Händen!»

Lightfoot, die aus einer kleinen Stadt in Ohio stammt, gesteht: «In ein öffentliches Amt gewählt und Bürgermeisterin der drittgrössten Stadt zu werden? Noch bis vor kurzem hätte ich gesagt, dass das völlig verrückt ist.»

Bis vor kurzem hätten viele Chicagoer ihr zugestimmt. Noch im Dezember kam Lightfoot bei Meinungsumfragen auf lediglich zwei Stim-

menprozent in einem Feld von vierzehn Bewerbern. Viele politische Beobachter bezweifelten, dass die Wähler im Mittleren Westen, zumal schwarze Wähler, eine offen lesbische Kandidatin wählen würden, die obendrein mit einer Weissen verheiratet ist. «Für viele war es ein Reifeprozess», sagt Bürgerrechtsaktivist Jesse Jackson im Gespräch mit der *Weltwoche*. «In Sachen Homosexualität sind Schwarze tendenziell konservativ.» Aber: «Sie hat tatsächlich alle schwarzen Wahlkreise erobert. Das war ein Durchbruch. Viele Leute sind erwachsen geworden.»

## Zwei Prozent bei Meinungsumfragen

Christine Pelosi, demokratische Wahlkampfstrategin und Tochter von Nancy Pelosi, der Sprecherin des Repräsentantenhauses, weist darauf hin, dass Lightfoot gewichtige Fürspre-



cher hatte, die sich bei schwarzen christlichen Wählern für sie eingesetzt haben. «Willie Wilson etwa, der schon einmal kandidiert und alle schwarzen Wahlkreise erobert hat. Er ist ein überzeugter Christ.» Wilson, ein Gospelstar, der bei den Vorwahlen mit dem höchsten Stimmenanteil schwarzer Wähler auf Platz vier gelandet war, stellte sich uneingeschränkt hinter Lightfoot und besuchte mit ihr schwarze Kirchengemeinden. Pelosi: «Das hatte zum Teil mit seiner Einschätzung ihres Charakters zu tun. Er hatte aber auch erkannt, dass Chicago sich verändert hat. Vor fünf, zehn Jahren hätte sie wahrscheinlich nicht so erfolgreich abgeschnitten.»

### 1731 Beamte verurteilt

Zentrales Wahlkampfthema war eine Reform der notorisch korrupten Stadtverwaltung. Seit den Tagen von Al Capone ist Chicago berüchtigt für Bestechung und Erpressung. Laut einem Bericht der University of Illinois ist Chicago die korrupteste Stadt der USA. In den letzten vierzig Jahren wurden 1731 Beamte wegen Korruption verurteilt – deutlich mehr als in Los Angeles, New York, Miami und Washington. Joe Ferguson, oberster Antikorruptionsbeauftragter in Chicago, sagt: «Es gibt hier einen abartigen Stolz auf den schlimmen Ruf.» Im Januar wurde Ed Burke, einer der einflussreichsten Männer im Stadtrat, wegen Erpressung angeklagt. Bei einer Verurteilung drohen dem 75-Jährigen bis zu zwanzig Jahre Haft.

Als ehemalige Staatsanwältin und politische Aussenseiterin konnte Lightfoot von dem Skandal um Burke profitieren. Ihre schärfsten Mitbewerber unterhielten enge Beziehungen zu ihm. Eine Kandidatin hatte sogar bei ihm zu Hause ihre Hochzeit gefeiert. Lightfoot erklärte den Wählern: «Wir verfaulen von innen heraus. [...] Wir müssen dagegen vorgehen, das ist unsere moralische Pflicht.» Olivia Morgan, die 2008 mithilfe Wählerinnen für den damaligen Senator Obama zu mobilisieren, sagt, dass es Lightfoot gelungen sei, sich als Kandidatin zu präsentieren, die eine saubere Weste habe.

Bürgermeister Rahm Emanuel, einst Präsident Obamas erster Stabschef im Weissen Haus, berief die unterschätzte und kühl analysierende Juristin im Jahr 2015 an die Spitze einer neuen Polizeiaufsichtsbehörde. 72 Prozent der von ihr untersuchten Disziplinarfälle endeten mit einer Entlassung. Anschliessend wurde Lightfoot Chefin einer Task-Force, die den Tod des siebzehnjährigen Laquan McDonald untersuchen sollte. Dieser aufsehenerregende Fall beschäftigte die ganze Stadt und schwächte Rahm. «Rahm hat Lori in Spitzenämter beru-

fen», so Pelosi. «Aber er hat sich geweigert, die von ihr empfohlenen Reformmassnahmen durchzuführen. So beschloss sie, gegen ihn anzutreten.» Kurz darauf gab Rahm bekannt, kein weiteres Mal zu kandidieren.

Pelosi weist darauf hin, dass die Reformerin Lightfoot all die Probleme erben wird – politische Korruption, Revierkämpfe im Stadtrat,

Waffengewalt, Einkommensungleichheit –, die schon ihrem Vorgänger zu schaffen machten. «All die Leute, die schon unter Richard Daley und Emanuel da waren, haben sich eingegraben. Es wird sehr, sehr schwer sein, etwas zu verändern.»

Neben Lightfoot dienen gegenwärtig weitere sieben schwarze Frauen als Bürgermeisterinnen grosser US-Städte, unter anderem in Atlanta, San Francisco und New Orleans. Für Pelosi beweist Lightfoots Sieg, dass die Leute bereit sind für Frauen an der Macht. «Sie sind bereit für schwarze Frauen in Machtpositionen, für Lesben in Machtpositionen.»

Lightfoot selbst sieht die Sache gelassen. Bei einer Veranstaltung, die am Tag nach der Wahl von Jesse Jackson und seiner Non-Profit-Organisation Rainbow/PUSH organisiert worden war, erklärte sie den

Anwesenden, darunter auch ihrer unterlegenen Rivalin Preckwinkle: «Flitterwochen kommen und gehen. Ich will dafür sorgen, dass wir alles tun, um diesen historischen Moment, bei dem zwei Afroamerikanerinnen gegeneinander in einer Wahl antraten, nachhaltig mit Leben zu erfüllen. Das ist ein riesiger Wandel in unserer Stadt, den wir nicht unterschätzen dürfen.»

### Gratulation von Trump

Zu ihrer Überraschung meldete sich Präsident Trump, um telefonisch zu gratulieren. Es sei ein «sehr herzliches Gespräch» gewesen, und Trump habe «sein ehrliches Interesse zum Ausdruck gebracht, der Stadt zu helfen». Humorvoll fügte sie hinzu: «Die meiste Zeit hat er geredet.»

Jesse Jackson, seit Jahrzehnten in Chicago politisch aktiv, ist zuversichtlich, dass Lightfoot die Energie hat, die brutale politische Kultur herauszufordern, die sie nach ihrer Amtseinführung am 20. Mai erwartet. «Sie hat die Härte der Giganten, sie hat die Herzenswärme, auf Menschen zuzugehen, und den Verstand, mit den Schlangen aufzuräumen.» In Chicago müsse man sich «vor den Gewerkschaften und den Unternehmensgiganten hüten. Ich bin aber sicher, dass sie Lori nichts anhaben können, und das ist gut so.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Politilgende Jackson.

«Sie sind bereit für Frauen und bereit für Lesben in Machtpositionen. Das ist ein riesiger Wandel.»



## Inside Washington

# Bernie, der Rebell

Sanders wagt sich in die Festung der Konservativen – und kann nur gewinnen.

**B**ernie Sanders, Senator des Gliedstaats Vermont, wird seinem Ruf als unabhängiger Kopf gerecht. Der zerknitterte Revolutionär trotz der demokratischen Parteiführung tapfer und arbeitet mit dem verhassten TV-Sender Fox News zusammen. Präsidentschaftskandidat Sanders wird sich am Montag in Bethlehem, Pennsylvania, den Fragen von zwei Fox-Interviewern stellen.

Das demokratische Parteikomitee hat vor ein paar Wochen lauthals verkündet, dass es konservative Medien von den Debatten um die demokratischen Primärwahlen verbannt. Doch Sanders wurde von der Parteiführung letztes Mal angeblich um die Präsidentschaftskandidatur betrogen und schert sich nun nicht um dessen Verbot. Fox News bietet ihm eine zu schöne Gelegenheit, ein älteres, weisses Publikum der Unter- und der Mittelschicht direkt anzusprechen. Und das in einem Gliedstaat, den Trump 2016 mit nur einem Prozentpunkt oder knapp 45 000 Stimmen gewann.

Der selbsterklärte Sozialist Sanders beschuldigt zwar Fox News pflichtschuldigst, Trump-Propaganda zu verbreiten. Aber er erklärte kürzlich in einer Late-Night-Show auch, dass er zwischen dem TV-Sender und «dessen Millionen von Zuschauern» unterscheide. Diese müsse er für sich gewinnen.

Beim heissumstrittenen Thema Einwanderung werden viele dieser Zuschauer sogar das hören, was sie mögen. Letztes Wochenende setzte sich Sanders an einer Veranstaltung in Iowa von den Dogmen der globalisierten Linken ab und verkündete: «Mein Gott, wenn wir bei dieser weltweiten Armut die Grenzen öffnen, kommen die Leute von überall her zu uns, das geht nicht.»

Millionen werden nächsten Montagabend verfolgen, welche Ansichten Bernie Sanders vertritt. Und etliche könnten Gefallen daran finden. Amy Holmes

# «Null CO<sub>2</sub> ist ein legitimes Ziel»

Der deutsche Klimaforscher Hans von Storch warnt vor einer Verteufelung der Klimaretter. Er sieht die Notwendigkeit weitreichender Massnahmen. Gleichzeitig geisselt er den überschüssenden Moralismus vor allem seiner deutschen Landsleute in bezug auf den Temperaturanstieg. *Von Wolfgang Koydl*

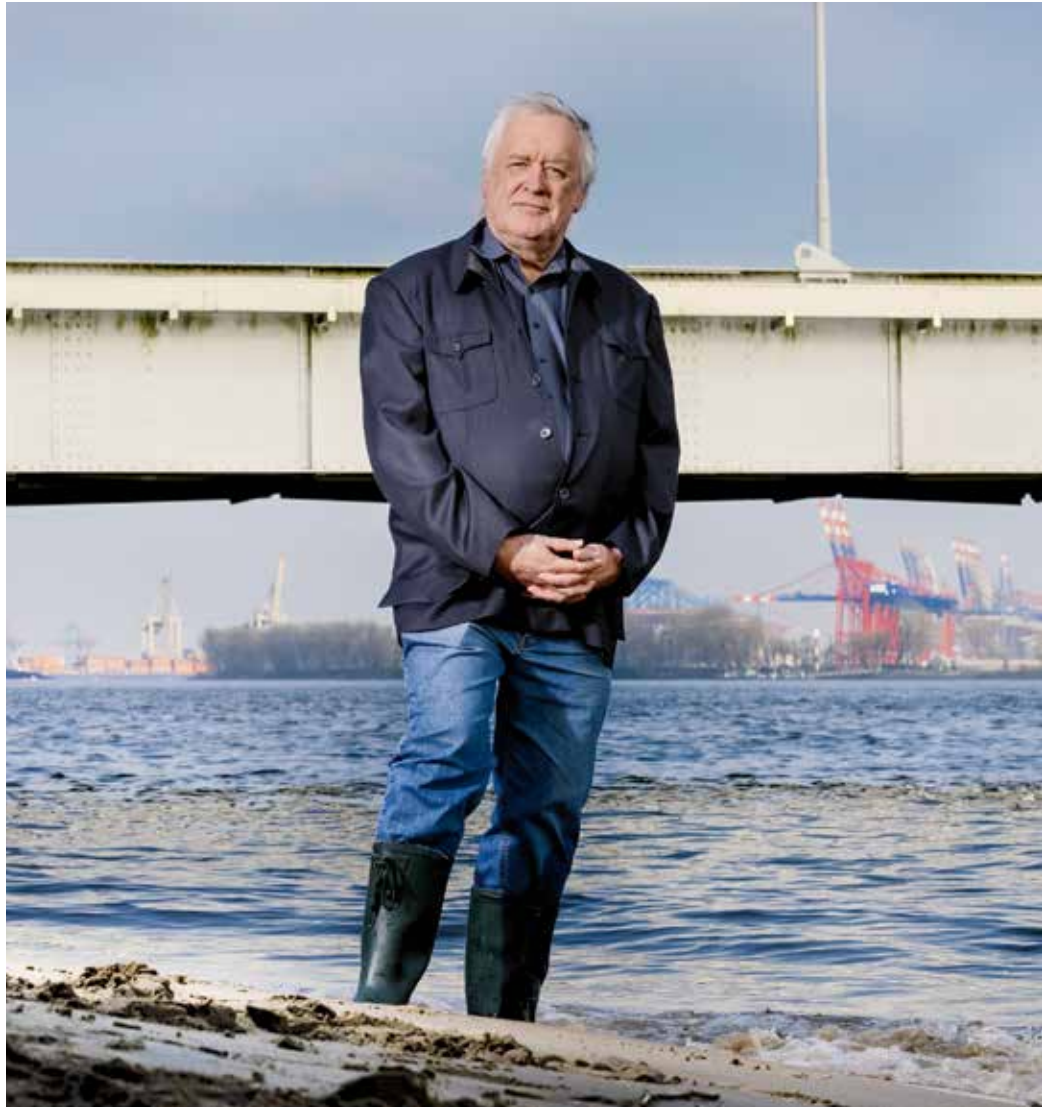
Arbeiterviertel, Rotlichtdistrikt, Schickimicki-Szenequartier – der Hamburger Stadtteil St. Georg hat mehrere Wandlungen hinter sich, aber keine scheint sich als Wohnort für einen Wissenschaftler und emeritierten Professor zu eignen. Doch der Klimaforscher Hans von Storch hat noch nie in ein Raster gepasst. Der ehemalige Professor am Institut für Meteorologie der Universität Hamburg und Gastprofessor an der chinesischen Ocean University in Qingdao hat zwar keinen Zweifel daran, dass der Klimawandel menschengemacht ist. Doch mit seiner Kritik am Alarmismus vieler Klimaschützer hat er sich keine Freunde gemacht. Dass er aus dem akademischen Rahmen fällt, zeigen auch die Donald-Duck-Figuren in seinem Arbeitszimmer. Als Mitgründer der deutschen Organisation für Donaldismus widmet sich von Storch mit dem gebotenen Ernst der Erforschung des Lebens in Entenhausen.

**Greta Thunberg wurde für den Friedensnobelpreis nominiert. Was sagen Sie dazu?**

Ich finde, sie hat eine erhebliche persönliche Leistung erbracht. Aber man darf sich fragen: Wie ist sie auf die Idee gekommen, dass der Klimawandel das zentrale gesellschaftliche Thema ist, das uns alle bewegen sollte? Das hat sie sich ja nicht selbst ausgedacht. Ich würde unterscheiden zwischen ihrer legitimen Botschaft und ihrer persönlichen Leistung. Aber sie würde den Nobelpreis mehr verdienen als Barack Obama, der gar nichts getan hatte, ausser zu schwadronieren. Greta Thunberg hatte immerhin den Mumm, sich auch gegenüber ihrer Schule hinzustellen und zu sagen: Ich mache das nicht mehr. Hut ab. Das ist eine grosse persönliche Leistung.

**Das Thema Klimawandel lag doch für sie auf der Strasse. Man hat den Eindruck, als gäbe es kein anderes Thema mehr, ja als sei der Klimawandel die Ursache aller Probleme – Krieg, Armut, Ungerechtigkeit, schlechtes Wetter.**

Das ist das populäre Narrativ hier in Nord-europa, aber es ist nicht zutreffend. Dass die Menschen in weiten Teilen Afrikas keine Stromversorgung haben, hat nichts mit dem Klimawandel zu tun. Der Konflikt in Syrien hat etwas mit französisch-britischer Diplomatie vor hundert Jahren zu tun. Der Klimawandel ist eine wunderbare Entschuldigung: Es waren nicht die



«Heute werden viele Anliegen am Klimawandel aufgehängt»: Professor von Storch.

willkürlichen Grenzen, die Imperialisten und Kolonialisten in den Sand gezogen haben, es war der Klimawandel.

**Ganz freisprechen können sich die Europäer nicht, schliesslich gelten wir als Hauptschuldige am Klimawandel.**

Das ist eine andere Art von Schuld. Sicher haben wir den grössten Anteil an historischen Emissionen. Aber dummerweise lässt sich der Nachweis eben nicht führen, dass alle Katastrophen klimabedingt sind. Kriege entstehen aufgrund sozialer Ursachen.

**Die Klimadebatte hat etwas Endzeitliches. Alles strebt den letzten Tagen des Planeten zu. Geht's nicht ein bisschen kleiner?**

Ich weiss auch nicht, warum das so überzogen dargestellt wird. Man muss sich natürlich fragen, wo es so dargestellt wird.

Gleichmässig überall auf der Welt? Bestimmt nicht. In Indien wird der Klimawandel als Spätprodukt der Ungleichheit zwischen Nord und Süd dargestellt. Auch in China ist der Klimawandel nicht das zentrale Thema auf der Strasse – wenn, dann die Luftqualität. In der bei uns üblichen eurozentrischen Sichtweise gehen wir davon aus, dass es auch woanders so sein muss wie bei uns. Es gibt natürlich auch im Rest der Welt Engagement, aber das ist deutlich geringer.

**Ist es realistisch, dass die Massnahmen, die der Westen ergreift, globale Auswirkungen haben?**

Es ist tatsächlich eine grosse Aufgabe. Es geht um eine Verminderung der CO<sub>2</sub>-Emissionen um neunzehn Gigatonnen bis An-

fang der 2030er Jahre und auf null bis 2050. Das ist ein politisch legitimes Ziel. Aber ganz Europa emittiert nur vier Gigatonnen CO<sub>2</sub>. Selbst wenn wir sagen, dass es in Wirklichkeit mehr sind, zum Beispiel acht Gigatonnen, weil wir einen grossen Teil unserer durch Konsum erzeugten CO<sub>2</sub>-Emissionen exportieren, ist der europäische Hebel unzureichend. Da müssen wir sehen, dass im Rest der Welt Wesentliches getan wird.

#### **Nur eine Verminderung der Emissionen wird das Problem nicht lösen?**

Eine Minderung der Emissionen in Europa reicht nicht. Da muss mehr geschehen. In Europa haben wir dafür eine Ressource, den technischen Verstand. Wir können technische Entwicklungen in die Waagschale werfen. Wir können Techniken entwickeln, die es wirtschaftlich attraktiv erscheinen lassen, Emissionen zu mindern – wirtschaftlich argumentieren, nicht moralisch. Der Hinweis auf Moral funktioniert sowieso nicht, wenn wir an die grossen Bevölkerungszentren dieser Welt denken.

#### **Die Deutschen sind aber führend im Moralbereich.**

Wir Deutsche glauben, wenn wir anderen vorleben, dass Verzicht geil ist, dann finden das auch die anderen geil. Ich kann Ihnen versichern, das tut man nicht in China. Aber wenn wir es etwa schaffen, elektrische Wärmepumpen zu entwickeln, die Häuser ohne CO<sub>2</sub>-Emissionen kühlen oder wärmen, dann reden wir in Europa von einem Reduktionspotenzial von einer Gigatonne. Verbindet man das mit einer attraktiven Umstellung auf alternative Energien, würden möglicherweise auch Russen oder Chinesen mitmachen. Ganz einfach, weil es billiger wäre. Idealerweise sollten wir die Russen und Chinesen einladen, unsere Technologie nachzubauen oder zu klauen. Zur Weltrettung müssten wir hinnehmen, dass uns etwas geklaut wird.

#### **Gibt es bereits derartige Technologien?**

Ja, sicher. Ähnliches gilt für die Elektromobilität. Dabei geht es darum, dass all der schöne Strom, den wir in der Nordsee und in Dithmarschen erzeugen, gespeichert und verwendet werden sollte, wann und wo man ihn braucht. Innovative Techniken, die hoffentlich so attraktiv sind, damit sie vom Rest der Welt übernommen werden. Aber wir müssen diese Techniken mit Subventionen anschieben, damit sie wirtschaftlich attraktiv werden. Das deutsche Energieeinspeisegesetz war da ein wirksames Beispiel.

#### **Das ist Zukunftsmusik. Jetzt hören wir Verzichtsforderungen, die an Selbstkasteiungen religiöser Sekten erinnern –**

#### **kein Steak, kein Auto, keine Flugreisen. Das tönt nicht unbedingt attraktiv.**

Nein, ist es nicht. Andererseits wird die Lebensqualität für viele gesteigert, wenn sie sagen können, dass sie ein verantwortungsvolles Leben führen. Es wird ja keiner vergewaltigt in dem Sinn, dass er am Donnerstag keine Currywurst essen darf. Es ist eher so, dass man den Leuten sagt, dass es schön ist für die ganze Welt, wenn man am Donnerstag keine Currywurst isst. Da spielen oft auch andere Aspekte mit hinein, wie etwa das Tierwohl. Tatsächlich werden viele Anliegen am Klimawandel aufgehängt. Inzwischen wird ja selbst Plastik im Meer als Ausdruck von Klimawandel verstanden, oder Tsunamis. In Fukushima sind Tausende von Menschen im Tsunami zu Tode gekommen, aber im öffentlichen Narrativ war es die Folge der Kernkraftkatastrophe.

#### **Haben Tsunamis und Hurrikane wirklich nicht mit dem Klima zu tun?**

Tsunamis nicht, Hurrikane schon. Tsunamis werden von Erdbeben ausgelöst. Auch bei Hurrikanen ist fraglich, ob sie tatsächlich rabiater geworden sind. Das ist nicht so einfach zu beurteilen, weil die Datenlage schwierig ist. Geht man nur nach den Schäden, sind sie erheblich grösser geworden.

---

#### **«Ich gebe keine Handlungsanleitung. Das ist Aufgabe der Politik.»**

---

Das liegt aber auch daran, dass heute mehr an der Küste steht, das kaputtgeschlagen werden kann. Heute wird jedes extreme Ereignis dem Klimawandel zugeschrieben. Junge Leute erinnern sich gar nicht mehr daran, dass es auch früher schon Extremereignisse gab, die nicht mit dem Klimawandel verbunden wurden.

#### **Reiner Alarmismus?**

Ja, aber ich glaube nicht, dass das nur von interessierter Seite gepusht wird. Vielmehr ist es allgemeines Verständnis. Es ist kein Ausdruck einer Verschwörung.

#### **Aber das macht es nicht unbedingt richtiger, oder?**

Nein, tut es nicht. Aber zunächst einmal haben wir damit eine wunderbare Entschuldigung, für Stürme zum Beispiel. Die Bundesbahn hat überhaupt keine Schuld, wenn die Züge nicht fahren. Früher gab es vermutlich keine Stürme, oder die Bäume am Bahndamm waren stabiler, weil sie nicht mit CO<sub>2</sub> überfüttert waren. Und es ist eine gute Ausrede, es auf «die Anderen» abzuschieben. Ich fliege ja nicht mehr, ich emittiere nicht mehr. Oder nehmen Sie die Kritik an Kreuzfahrtschiffen. Da äussert sich nur die Aversion gegen den Luxus der reichen Schnösel, die heute in

Wirklichkeit Bäckereiangestellte aus Magdeburg sind.

#### **Nun gibt es Skeptiker, die auf frühere Alarmrufe verweisen – das Ozonloch, das Waldsterben. Nichts davon wurde so schlimm, wie vorhergesagt. Warum soll ich mir jetzt Sorgen machen?**

Heute können wir mit gutem Grund sagen, dass wir es mit einer ungewöhnlichen Entwicklung zu tun haben, mit einer Entwicklung, die nach einer Erklärung verlangt. Dazu muss ich eine Vorstellung von der Entwicklung in der Vergangenheit haben. Auf die Temperaturen trifft das zu: Meereis in der Arktis im Sommer, Schnee und Eis im Ostseeraum, die Winter werden kürzer. Wenn ich erkenne, dass das nicht das normale Gewackel der atmosphärischen Dynamik ist, muss ich nach der plausibelsten Erklärung fragen. Dabei kommt am Ende heraus, dass es keine Erklärung gibt, wenn ich nicht CO<sub>2</sub> als wesentlichen Faktor ansetze. Im Rahmen unseres derzeitigen Wissens können wir es nicht anders erklären.

#### **Welche Rolle spielt die Politik? Sie scheint oft zu übertreiben, wenn es um den Klimawandel geht.**

Das ist völlig legitim. Politik übertreibt immer, sie spitzt zu. Das gehört zu den Spielregeln. Aber es ist keine Entschuldigung für Wissenschaftler, auch zu übertreiben. Die Wissenschaft hat eine andere gesellschaftliche Funktion. Sie soll Fragen beantworten in ihrem jeweiligen Wissensbereich: Was passiert, wenn der Bürger tut, was er tut? Aber man erwartet von der Wissenschaft keine Anweisung, was getan werden soll. Das kann Wissenschaft auch nicht. Als Wissenschaftler kann ich sagen: Wenn du dies tust, dann kriegst du das im Bereich Klima. Wenn du das nicht willst, musst du dir überlegen, was du tun willst. Ich gebe keine Handlungsanleitung. Das ist Aufgabe der Politik, und da bin ich als Klimaforscher in der Beurteilung des gesellschaftlichen Gesamtproblems und der Optionen des Umgangs mit dem Klimawandel genauso geeignet wie jeder Friseur, jeder Politiker oder jeder Journalist.

#### **Eine letzte Frage an den Donaldisten Hans von Storch: Was würde Donald Duck zu dem Thema sagen?**

Das ist eine tiefeschürfende Frage, denn dazu müsste man sich erst einmal darauf einigen, ob wir vom selben Zeitbegriff reden. Schreitet die Zeit in Entenhausen voran? Die Sache mit dem Klimawandel funktioniert nur, wenn die Zeit voranschreitet. Entenhausen ist möglicherweise eine Summe von Parallelwelten, die gleichzeitig existieren und in denen es keine Entwicklung gibt. Es gibt zwar Geburtstage, aber keine Erinnerung an den letzten Geburtstag. In diesem Sinn gehe ich davon aus, dass Entenhausen zeitlos ist. ○

# Das Echo von Gaddafis Warnung

Unruhen in vier nordafrikanischen Ländern könnten neue Flüchtlingsströme auslösen. Die EU ist ratlos – und macht sich mitschuldig.

Von Pierre Heumann



*Schwache Figur:* Libyens Premier as-Sarradsch.

Muammar Gaddafi, bis 2011 Langzeitdiktator Libyens, hatte die Nato gewarnt. Wenn sie ihn stürze, hätte das gravierende Folgen für Europa. Denn sein Regime sei wie eine «Mauer», um Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Europa aufzuhalten. Angriffe auf sein Regime oder sein Sturz würden diesen Wall vernichten – zum Schaden Europas. Seine Anstrengungen zur Eindämmung der illegalen Einwanderung aus Afrika wären dann nämlich am Ende. Damit würde der «christliche, weisse» Kontinent Europa «schwarz» werden, warnte Gaddafi.

Drei Jahre zuvor, im Sommer 2008, hatte er mit dem damaligen Regierungschef Italiens, Silvio Berlusconi, einen «Freundschaftsvertrag» unterzeichnet. Gaddafi erhielt von Rom fünf Milliarden Dollar (getarnt als Entschädigung für die «Verbrechen aus der Kolonialzeit»), und im Gegenzug verpflichtete sich der libysche Diktator, die Grenzen seines Landes stärker zu sichern.

## Vor den Toren Europas

Nach Gaddafis Sturz wurde Libyen zentrales Durchgangsland für Flüchtlinge und war nicht mehr in der Lage, die 1770 Kilometer lange Küste zu bewachen und als Europas Türhüter zu funktionieren. Deshalb traf Italien mit den neuen Herren von Tripolis erneut eine Vereinbarung. Diese sieht vor, dass die Machthaber die

libysche Grenzsicherungen und Rom Flüchtlinge direkt nach Libyen zurückschickt, sollten andere EU-Staaten die Migrantinnen nicht aufnehmen.

Die Vereinbarung war mit der «Regierung der nationalen Einheit» in Tripolis geschlossen worden. Sie wird von Premier Fayiz as-Sarradsch geführt, der von der Uno und der EU offiziell anerkannt wird. Er ist eine schwache Figur. Im Osten und im Süden herrscht der 75-jährige General Chalifa Haftar, der Bengasi nach langen Kämpfen zur «Gegenhauptstadt»

## Haftar will die Regierung in Tripolis stürzen. Es droht ein neuer Bürgerkrieg.

erklärt und dort sein Hauptquartier errichtet hat. Er kontrolliert heute mehr als zwei Drittel des libyschen Staatsgebietes, einschliesslich zweier ergiebiger Ölfelder, ist aber nicht Teil des Deals mit Rom.

Haftar will jetzt die offizielle Regierung in Tripolis stürzen. Es droht ein neuer Bürgerkrieg. Seit dem 4. April greift Haftar das Regime in Tripolis an. Das Chaos und die Gewalt in Libyen nehmen erneut zu. Das libysche International Rescue Committee (IRC) warnt vor einer Eskalation der Flüchtlingskrise: Mehrere hunderttausend Menschen, die sich angesichts

der aufflackernden Kämpfe in Sicherheit bringen wollten, würden die Flucht nach Europa ergreifen wollen.

Das Chaos bedroht den Deal mit Italien, insbesondere auch die Rückführungen. Doch mehr als das: Nicht nur Libyen ist instabil, sondern auch die Nachbarstaaten. In Algerien gab Abdelaziz Bouteflika Anfang April den Massenprotesten gegen sein Regime nach und trat nach zwanzig Jahren an der Spitze des Staates zurück. Auch nach der Ernennung eines Übergangspräsidenten halten die Unruhen an. In Tunesien kündigte der 93-jährige Präsident Béji Caïd Essebsi seinen Verzicht auf eine erneute Kandidatur als Präsident an, nachdem die Ereignisse in Algier Protestkundgebungen vor seinem Palast ausgelöst hatten.

In Khartum ist die Lage ebenfalls chaotisch. Seit dem 19. Dezember kommt es in der sudanesischen Hauptstadt zu Protesten gegen das Regime von Omar al-Bashir, der seit dreissig Jahren an der Macht ist. Auslöser der Unruhen war die Ankündigung, den Brotpreis um das Dreifache zu erhöhen. Al-Bashir rief den Notstand aus. Seither geht die Armee mit Gewalt gegen Demonstranten vor, die jetzt den Rücktritt des Langzeitherrschers fordern. Algerien, Tunesien, Sudan: Weil nordafrikanische Staaten, die an Libyen grenzen, instabil sind, müsste die EU an einer gemeinsamen Politik gegenüber dem Türhüter Libyen besonders stark interessiert sein. Doch sie schafft es nicht, eine gemeinsame Strategie durchzuziehen – obwohl sich die nordafrikanischen Dramen vor den Toren Europas abspielen.

Offiziell stellt sich Brüssel hinter die «Regierung der nationalen Einheit» in Tripolis, die freilich zu schwach ist, um die Grenze zu kontrollieren. Anders Frankreich und Italien. Sie verfolgen, losgelöst von der EU, ihre eigenen Energieinteressen und stützen Haftar, der von Russland, Ägypten und wichtigen Golfstaaten sowohl politische als auch militärische Hilfe empfängt. So traf Haftar Ende März den saudischen König Salman in Riad und informierte ihn bei dieser Gelegenheit vermutlich über den geplanten Vormarsch auf Tripolis.

Dass Haftar gerade jetzt den Angriff auf Restlibyen lanciert hat, dürfte kein Zufall sein. Er will Tatsachen schaffen, bevor die für Mitte April geplante nationale Versöhnungskonferenz stattfindet. Und die EU? Sie bleibt im neuen nordafrikanischen «Frühling», der nicht viel Gutes verspricht, so passiv, als ob sie das alles nichts angeht. ○

# Das linke Utopia

Von Thilo Sarrazin — Die Kommunal- und Landespolitik Berlins leistet sich eine Orgie der Selbstverzweigung. Jüngster Akt: Pläne zur Enteignung von Immobilienbesitzern.



Nach schwierigen Jahren legt die Wirtschaft in Berlin seit Jahren kräftig zu. Die Startup-Szene ist lebendig. Viele junge Leute zieht es in die Hauptstadt. Aber auch Menschen mit Geld kommen gerne und parken ihre Millionen in immer teurer werdenden Villen und Eigentumswohnungen. In angesagten Lagen übersteigen deren Quadratmeterpreise immer öfter 10 000 Euro. London, Paris und New York lassen grüssen. Junge Familien weichen ins Umland aus, die Pendlerzüge werden voller, die Staus an den grossen Einfallstrassen länger.

Ein grosser Teil des Zuzugs der letzten Jahre entfiel seit 2015 auf die Fluchtmigranten. In vielen Stadtvierteln schreitet die ethnische Entmischung dramatisch voran. Deutsche, die es sich leisten können, verlassen die Migrantenviertel. Weder möchten die wohlhabenden Rentner ständig auf Frauen in langen Gewändern und Kopftüchern schauen, die Kinderwagen schieben. Noch möchten die jüngeren Deutschen, die selber Familie haben, ihre Kinder in Kindergärten und Schulen schicken, deren Leistungsprofil wegen des hohen Migrantenanteils noch weit unter dem sonst üblichen schlechten Berliner Niveau liegt und unter deren Schülerschaft ihre Kinder keine Spielkameraden finden, weil sie zur immer kleiner werdenden deutschen Minderheitengruppe gehören.

So ist Berlin: Licht und Schatten mischen sich kräftig. Das Licht wird greller, und die Schatten werden schwärzer. Die Herausforderungen für eine zukunftsgerichtete, wache Stadtpolitik sind grösser als je und nehmen weiter zu. Aber die Kommunal- und Landespolitik – im Stadtstaat Berlin fliesst beides ineinander – leistet sich eine Orgie der Selbstverzweigung und klatscht sich dabei selber noch Beifall.

Die CDU, die unter den Regierenden Bürgermeistern Richard von Weizsäcker und Eberhard Diepgen bis 2001 zwanzig Jahre lang die Stadtpolitik beherrscht hatte, stellte von 2011 bis 2016 als Juniorpartner der SPD mit ihrem Vorsitzenden Frank Henkel den unfähigsten Berliner Innensenator aller Zeiten. Seine Nachfolgerin im Parteivorsitz, Monika Grütters, die den Mief entlüften wollte, warf vor wenigen Tagen das Handtuch, um ihrer absehbaren Niederlage gegen einen Konkurrenten aus dem Schrebergartenmilieu zu entgehen. Die CDU

liegt in den Umfragen gegenwärtig ohne jede Machtperspektive bei 18 Prozent.

Noch desaströser ist die Situation der Berliner SPD. Unter dem legendären Bürgermeister Ernst Reuter hatten 1948 in der «Frontstadt Berlin» 65 Prozent der Wähler SPD gewählt. Willy Brandt erzielte 1963 zwei Jahre nach dem Mauerbau 63 Prozent. Klaus Wowereit schaffte 2006 trotz (oder wegen) «Sparens, bis es quietscht», 31 Prozent. Unter seinem Nachfolger, dem Regierenden Bürgermeister Michael Müller, liegt die SPD bei 15 Prozent; der Verlauf des jüngsten Landesparteitags am 30. März zeigte, dass noch Potenzial nach unten ist.



*Mach dich klein:* Bürgermeister Müller.

Unter dem wehmütigen Blick eines ohnmächtigen Michael Müller beschloss der Parteitag, künftig Vertretern von Militärorganisationen und den Jugendoffizieren der Bundeswehr den Zugang zu Berliner Schulen zu verwehren, um so dem Militarismus vorzubeugen. Wie jeder weiss, konnten Ernst Reuter und Willy Brandt nur in Berlin regieren, weil die Freiheit der Stadt durch amerikanisches, britisches und französisches Militär gesichert wurde. Ohne militärische Stärke wäre der Mauerfall nicht möglich gewesen. Offenbar sah sich Michael Müller nicht in der Lage, diese Basiserkenntnis den Delegierten des Parteitags zu vermitteln.

Ausserdem beschloss der Parteitag, in der Parteisatzung verschärfend klarzustellen, dass fremdenfeindliche und rassistische Äusserungen eines Parteimitglieds ein Ausschlussgrund sein können. Das war wohl als «Lex Sarrazin» gedacht; eine linke Funktionärs-Kamarilla möchte mich um jeden Preis aus der Partei entfernen. Da interessiert es gar nicht, dass ich mich niemals fremdenfeindlich oder rassistisch geäussert habe. Ob man solche kritischen Sätze schreiben darf, wie sie in dem ersten Absatz dieses Artikels stehen, ist für linke SPD-Funktionäre zu einer Grundsatzfrage geworden, die sie durch meinen Ausschluss aus der SPD durchbuchstabieren wollen.

## Grüne Sonnenkinder profitieren

Seit Monaten wird in Berlin ein Volksbegehren diskutiert, wonach private Eigentümer, die mehr als 3000 Wohnungen besitzen, enteignet werden sollen. Die Linkspartei, die in den Umfragen bei 18 Prozent liegt, unterstützt das Vorhaben. Grüne und SPD haben sich noch nicht festgelegt, sympathisieren aber mit der Idee. Michael Müller hat sich als SPD-Landesvorsitzender zwar gegen das Vorhaben ausgesprochen. Er traute sich aber nicht, auf dem letzten Landesparteitag darüber abstimmen zu lassen, also wurde die Entscheidung vertagt.

Daraus folgt: Die Funktionärskader, die die Berliner SPD beherrschen, stehen nicht mehr auf dem Boden der sozialen Marktwirtschaft, sie geben sich einem illusionären Pazifismus hin, der Regierungschef des Landes Berlin lässt sie aus Angst vor seinem persönlichen Machtverlust gewähren. Wie bringt es Michael Müller fertig, noch in den Spiegel zu schauen?

In Berlin steigen die Mieten, weil die Einkommen wachsen und der Zuzug stark ist. Die Linkspartei macht in diesem Umfeld Punkte, indem sie die Rückkehr zu den Verhältnissen in der ehemaligen DDR propagiert und privaten Wohnungsbau, wo immer es geht, verhindert. Sie tut dies aus der Regierung heraus, Michael Müller lässt sie dabei gewähren.

Von all dem profitieren als Sonnenkinder die Grünen, sie liegen in den Umfragen bei 25 Prozent: Alles soll öko und gutmenschlich sein. Ihr neuestes Projekt: Aus dem Berliner Strassenbild sollen die Standbilder und Strassennamen von Generälen verschwinden, auch wenn sie einst in den Befreiungskriegen gegen Napoleon gekämpft haben.

Grüne, Linke und die SPD ergänzen sich in Berlin mit ihrer realitätsfernen Verrücktheit vorzüglich, und in der Summe haben sie auch Erfolg: Gemeinsam vereinen sie nach den aktuellen Umfragen 58 Prozent der Berliner Wählerstimmen auf sich. Merke: Die Bürger bekommen die Regierung, die sie als Wähler bestellt haben, das gilt auch für Berlin.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



*Alle Vorurteile widerlegt: Sängerin Beyoncé.*



Ikone der Woche

## Coachellas Queen

Von Beatrice Schlag

Beim ersten Coachella Valley Music and Arts Festival traten Beck und Rage Against the Machine auf. Zwei Namen, die jeder kennen musste, der damals unter fünfzig war und über Musik mitreden wollte. 10 000 Leute kamen.

Das Coachella Valley liegt in der Wüste, zwei Autostunden ostwärts vom Grossraum Los Angeles, wo, grob geschätzt, 19 Millionen Menschen wohnen. Die Veranstaltung war ein Fiasko. Zwanzig Jahre später liegt die jährliche Besucherzahl bei einer Viertelmillion. Von Björk über AC/DC, Dr. Dre, Snoop Dogg, Paul McCartney und Katy Perry bis Blur waren alle da. Blur? Eine britische Rockband, die seit Jahren nur noch sporadisch in Erscheinung tritt. Aber die Veranstalter finden sie sehens- und hörens- und hörenswert, also werden sie eingeladen, wie viele lokale Bands, die ausserhalb Kaliforniens kaum jemand kennt. Im Publikum tummelt sich immer mehr Model-Prominenz. Vor vier Jahren gab H & M eine Kollektion namens «Coachella» heraus.

Inzwischen zählt Coachella zu den grössten internationalen Musikfestivals. Den Namen kennt die ganze Welt zumindest aus Klatschspalten und Modemagazinen. Das lässt vermuten, dass die Musik zweitrangig geworden ist.

### Souveräner Mut

Ist aber nicht so. Im letzten Frühling zeigte Beyoncé, erste nichtweisse Sängerin, die als Hauptattraktion ans Coachella eingeladen war, mit «Homecoming» eine Show, die alle Vorurteile gegen Festivalmusik widerlegte. Sie war nicht da, um die entspannten Wohlfühl-*vibes* des Publikums zu bedienen. Fast zwei Stunden lang sang sie über die Geschichte schwarzer Musik. Und weil Beyoncé Beyoncé ist mit ihrer Gewaltsstimme und mit immer souveränerem Mut, ihre Sexualität auf der Bühne geltend zu machen, konnten auch die nicht wegsehen, die sich etwas zum Mitsingen gewünscht hätten.

«Es wird vermutlich weder jetzt noch in nächster Zeit einen bedeutsameren und radikaleren Auftritt geben als Beyoncé in Coachella», schrieb die *New York Times*. Für die Fans, die nicht dabei waren, kündigte Netflix am vergangenen Montag Beyónces Dokumentarfilm «Homecoming» an, mit Aufnahmen vor und hinter den Kulissen. Ausgestrahlt wird er ab 17. April, perfekt geplant zwischen dem ersten und zweiten Konzertwochenende in Coachella. Amerikas grösster Popstar ist auch als Vermarkterin spitze.



Der Tod kennt keine Wiederkehr.

## Gesellschaft

# Sterbehilfe, ein helvetisches Heiligtum

Als ich miterlebte, wie eine gesunde Frau mit Hilfe von Exit in den Tod ging, habe ich begonnen, mich eingehender mit dem Thema zu befassen. Kaum mehr jemand traut sich noch, kritische Fragen zu dem Geschäft zu stellen. Dabei wäre dies dringend nötig. *Von Matthias Ackeret*

Den Entscheid, die Lebensgeschichte von Margrit Schächli zu veröffentlichen, fielte ich im vergangenen Juni an einer Informationsveranstaltung von Exit. Im grossen Saal des Zürcher Volkshauses ist es angenehm kühl, alle Plätze sind besetzt. Trotz des emotionalen Themas ist die Stimmung nüchtern. Eine Frau mit Ostschweizer Dialekt steht auf, schaut in die Runde, dann hebt sie ihre Stimme: «Was soll ich tun? Ich finde bei uns keinen Arzt, der eine Sterbepflicht für meine Eltern ausstellt.» «Wenn Sie nicht weiterkommen», antwortet die Freitod-Expertin auf der Bühne, «rufen Sie mich an. Wir haben unsere eigenen Kohäsionsärzte.» Ein zustimmendes Lächeln: «Man findet immer eine Lösung.»

Kurz danach beendet der Gesprächsleiter die Veranstaltung. Die Sterbehilfeorganisation spendiert noch einen Apéro. Standesgemäss.

Frau Schächli, die Hauptautorin meines Buches, war damals fünf Monate tot, verstorben Mitte Januar 2018 mit Hilfe von Exit in einem Sterbezimmer in Zürich Altstetten. Ich begegnete der 81-Jährigen nur ein einziges Mal, zehn Tage vor ihrem Ableben. Wir trafen uns in einem kleinen Café beim Zürcher Lochergut. Margrit Schächli machte einen vitalen Eindruck, ihr Blick war wach, die Fingernägel rot gestrichen. «Frau Schächli», sagte ich und fixierte sie eingehend, «Sie können doch nicht Exit machen.» Margrit Schächli hatte mir einige Monate zuvor – ohne mich näher zu kennen – das Manuskript ihrer Lebensgeschichte zugeschickt, mit der Bitte, einen Verleger zu finden. Als ich mich nicht mehr meldete, kontaktierte sie mich ein zweites Mal. Diesmal telefonisch. Als ich ihr versprach, nochmals nach einem Herausgeber zu suchen,

meinte sie nur: «Jetzt ist es wohl zu spät, in wenigen Tagen mache ich Exit.» Das wirkte, sofort bat ich um ein Treffen.

«Wissen Sie, Herr Ackeret», sagte Frau Schächli nun und schlürfte ihren Tee, «ich habe alles gesehen.» Jetzt sei sie müde, alt und völlig vereinsamt. Das Leben liege hinter ihr, zwei geschiedene Ehen, die letzte mit einem 38 Jahre jüngeren Ägypter, was ihr kurzen TV-Ruhm bescherte. Sogar der Senioren-Jassklub habe sie ausgeschlossen. Die einzige Perspektive, die sie noch habe, sei Exit. Ihr Hausarzt mochte bei ihrem Todesansinnen aber nicht mitspielen und habe die erforderliche Sterbepflicht verweigert. Dank einer Zürcher Ärztin habe sie diese nach einem 50-minütigen Gespräch trotzdem bekommen. Frau Schächli lächelte schelmisch. Als hätte sie dem Leben ein letztes Schnippchen geschlagen.



Nicht einmal mein Versprechen, das Buch selber zu publizieren, konnte sie noch von ihrem Vorhaben abhalten.

Frau Schäppis Tod erschütterte mich mehr, als ich dachte. Ich beschloss, mich eingehender mit dem Thema Sterbehilfe auseinanderzusetzen.

### Nicht einmal die Kirchen wehren sich

2018 war für Exit ein Erfolgswort. Seit ihrer Gründung 1982 hatten noch nie so viele Menschen die Dienste der Sterbehilfeorganisation in Anspruch genommen, 172 mehr als im Vorjahr. Insgesamt beendeten in der Schweiz vergangenes Jahr 1200 Personen mit einem Giftcocktail ihr Leben. Das sind drei Personen täglich, viermal mehr als Verkehrstote.

Wer jetzt aber einen Aufschrei erwartet, täuscht sich. Was im Ausland immer noch Unverständnis, ja sogar Empörung auslöst, ist in der Schweiz längst Usus. Nicht einmal die Kirchen oder die Politik mögen solche «Erfolgsbilanzen» zu hinterfragen.

Der Entscheid, den Todeszeitpunkt selbst zu bestimmen, ist eine schweizerische Spezialität. Ausgerechnet in Zeiten, in denen man lautstark über ein Rahmenabkommen und Gesetzesanpassungen diskutiert, wirkt die gängige Sterbehilfepraxis wie der Inbegriff helvetischen Widerstandsgeistes. Vielleicht ahnte Friedrich Schiller, als er vor zweihundert Jahren dichtete: «Eher den Tod, als in Knechtschaft leben.»

Aus einer einfachen Bestimmung im Strafgesetzbuch, nach der Beihilfe zum Selbstmord nur aus «selbstsüchtigen Beweggründen» strafbar ist, hat sich in den vergangenen achtzig Jahren ein Businessmodell entwickelt, an dem mittlerweile fünf Organisationen partizipieren. Exit, die «Vereinigung für humanes Sterben», und Dignitas – Motto: «Menschenwürdig leben – menschenwürdig sterben» – sind die bekanntesten. Eine Konzession oder gar einen Leumundsbericht braucht es für das Geschäft mit dem Tod nicht. Viele bekannte Sterbeideologen wie Dignitas-Gründer Ludwig A. Minelli oder der frühere Exit-Präsident, Pfarrer Werner Kriesi, sind mittlerweile weit über achtzig Jahre alt und haben während eines Grossteils ihres Lebens ihre Autorität dafür eingesetzt, einen «humanen Tod» zu propagieren. Bei den anderen.

Tauchen doch einmal kritische Stimmen zur gängigen Praxis auf, so verstummen diese sogleich dank der Totschlagargumente «religiöses Sektierertum» oder «Realitätsblindheit».

Trotzdem sollte die Frage erlaubt sein: Griffen diese 1200 Personen wirklich alle freiwillig zum Giftbecher? Könnte es nicht sein, dass ein äusserer und auch innerer Druck Menschen in eine Situation treibt, aus welcher sie nicht mehr zurückkehren können? Könnte es nicht sein, dass man im Angesicht des Todes seine Meinung ändert? Dass unsere Gesellschaft mit ihrem Jugendlichkeitswahn das Gefühl, über-

flüssig und somit wertlos zu sein, zusätzlich anheizt, ist unbestritten. Viele ältere Menschen möchten auch niemandem zur Last fallen. Der vor einem Jahr verstorbene Pfarrer Sieber war auch deswegen ein Gegner der gängigen Praxis. Dass ein alter, krebserkrankter Mensch, der dem Tod geweiht ist, sich für die Sterbehilfe entscheidet, ist nachvollziehbar. Doch Sterbehilfe gilt nicht nur für dieses Extrembeispiel. Sie kann auch bei jüngeren Menschen angewendet werden, die Voraussetzungen sind Krankheit und Urteilsfähigkeit. Aber die Sterbeideologen weiten den Krankheitsbegriff ständig aus. Die Funktion der Ärzte, deren Kernaufgabe die Rettung menschlichen Lebens ist, wird durch das Ausstellen von Sterbebewilligungen strapaziert. Zudem hat die Palliativmedizin, wie sie im Ausland in solchen Fällen angewendet und propagiert wird, grosse Fortschritte gemacht.

### Professionelles Marketing

Nicht zu übersehen ist der wirtschaftliche Aspekt: Ludwig A. Minellis Todes-KMU Dignitas im zürcherischen Pfäffikon hat achtzehn Angestellte. Auch diese müssen Ende Monat bezahlt werden, unabhängig von der ganzen Menschenwürde, die der selbsternannte «Menschenrechtsaktivist» permanent propagiert.

Exit zeichnet sich durch professionelles Marketing aus: bekannte Persönlichkeiten wie Peach Weber, Anita Fetz oder Rolf Knie gehören zu ihren Testimonials. Als im vergangenen Jahr ein 104-jähriger Australier für eine Sterbe-

### Die Zurückhaltung des Staates bei der existenziellsten Frage überhaupt mutet grotesk an.

begleitung in die Schweiz reiste und dies äusserst mediengerecht zelebrierte, schaltete Exit wenige Tage später seitengrosse Inserate in der Sonntagspresse, in denen sie nicht nur neue Mitglieder suchte, sondern auch eine Roadshow durch die Schweiz – unter anderem im Zürcher Volkshaus – ankündigte. Für Basel und Bern müsse man sich aber vorher anmelden: zu kleine Säle. Mit rund 120 000 Mitgliedern gehört Exit zu den grössten Vereinigungen des Landes. Vorstellbar sei aber, so ein Exponent in der *Sonntagszeitung*, den Mitgliederbestand in Zukunft zu verdoppeln. Das Argument ist schlüssig: Momentan, so warnt Exit mit roter Schrift auf seiner Homepage, sei man gezwungen, Nichtmitglieder auf eine Warteliste zu setzen. Auch eine schweizerische Eigenheit: In einem Verein lebt – und stirbt – es sich besser.

Eigentlich wäre es Aufgabe des Staates, sich für das Leben seiner Bürger einzusetzen. Doch gerade im Bereich der Sterbehilfe halten sich die Behörden – mit wenigen Ausnah-

## Literatur

### Glück gefunden

#### Das Buch von zwei Autoren über Leben und Sterben ist ein Kleinod. Von Michael Bahnerth

Wir nippten an Drinks, Matthias Ackeret und ich, und er erzählte eine Geschichte, eine unglaubliche, voller Leben ist sie, gespickt mit kleinen Wundern, von vielen kleinen Siegen des Lebenswillens erzählt sie. Natürlich ist sie wie jede Geschichte auch eine der kleinen Tragödien, Niederlagen und grossen Hoffnungen und der vielen Daseinszustände dazwischen. Es ist die Geschichte einer Frau, der nichts das Lachen aus ihrem Herzen nehmen konnte, die einen Lebensratgeber schrieb, und, als sie genug hatte vom Älterwerden, von den Schmerzen, der Immobilität und dem langsamen Sterben, lächelnd den Freitod wählte. Inzwischen hat Ackeret das Manuskript dieser Frau in einem Buch verwoben, das vom Leben handelt und vom freiwilligen Sterben. Es heisst «Die Glückssucherin», und wer dieses Kleinod um Leben und Sterben und Glück nie zwischen den Händen halten wird, hat Pech gehabt.

Die Frau heisst Margrit, sie durchlebt eine Kindheit ohne Geld, mit einem Vater, der sein Glück woanders suchte, erzogen zur Pflichterfüllung, Anständigkeit, Höflichkeit und Dankbarkeit, eine Kindheit, von der sie sagte ohne Bedauern und ohne Selbstmitleid: «Eigentlich wurde ich stets von Fremden geliebt.» Da war sie vielleicht zehn Jahre alt. Knapp siebzig Jahre später wird sie sagen: «Man kann viel erreichen, wenn man will, aber meistens kommt es anders, auch wenn man denkt.»

Margrit war zweimal verheiratet. Sie wurde sechzig, sie kümmerte sich nicht darum, es lief gut, ein Leben mit ihrem ägyptischen Mann unter dem Himmel von Hurghada, eines unter jenem von Zürich, dann zerbarst zuerst ihr Rücken, sie brauchte einen Rollator. Dann zerbarst die Liebe, nicht plötzlich wie ihr Rücken, sondern allmählich. Margrit liess sich scheiden, weil sie lieber alleine war als zu zweit und ungeliebt. Am 19. Januar vor einem Jahr ging sie freiwillig aus dem Leben.

Das war die Geschichte, die Ackeret erzählte. Wie bei vielen, die noch gesund sind und noch nicht alt, die nicht allzu sehr leiden unter dem Leben, war am Ende eine Frage; kann Sterbehilfe glücklich machen?

Margrit Schäppi / Matthias Ackeret:  
Die Glückssucherin. Münster. 192 S., Fr. 22.-

men wie zuletzt bei einem Strafverfahren gegen eine basellandschaftliche Sterbehelferin – erstaunlich zurück, vielleicht auch aus einer unterschwelligten Angst vor dem Zeitgeist. Im Kanton Zürich verzichtet die Staatsanwaltschaft bei den meisten Sterbehilfefällen auf eine Untersuchung, obwohl es sich um «unnatürliche Todesfälle» handelt. Auch wird auf eine eingehende Prüfung, ob jemandem ungerechterweise Legate zugeschanzt worden sind, verzichtet. Dies widerspricht der Forderung von Heinrich Koller, dem früheren Direktor des Bundesamtes für Justiz, der «giftige Staatsanwälte» verlangte, um abzuklären, ob auch schon aus «Gewinnsucht» Sterbehilfe betrieben wurde. Diese Zurückhaltung bei der existenziellsten Frage überhaupt – unserem Ableben – mutet besonders grotesk an, bedenkt man nur, welcher juristische Aufwand bei weitaus harmloseren Delikten betrieben wird.

### Sonderliche Erlebnisse

Wer sich in einem Buch kritisch mit der Sterbehilfe auseinandersetzt, erlebt Sonderliches. Man bekommt nicht nur Telefonate von Sterbehilfeaktivisten, die einem fast schon sektengleich von ihrer Ansicht zu überzeugen versuchen, sondern hört auch von Angehörigen, die sich nach einem Suizid völlig überfordert und alleingelassen fühlen. Ein Literaturfestival, an welchem ich Margrit Schäppis «Die Glückssucherin» vorstellen sollte, strich die Veranstaltung kurzfristig aus dem Programm. Eine angekündigte Besprechung in einer Boulevardzeitung erschien nie. Auch die Sterbehilfeexpertin der NZZ sah «keinen Ansatz» für «Die Glückssucherin». Kurz danach publizierte sie ein zweiseitiges, wohlwollendes Porträt von Dignitas-Gründer Ludwig A. Minelli. Andere Medien aber, wie Radio SRF oder die *WoZ*, die sich mit dem Buch auseinandersetzten, wurden sogleich vom Exit-Presseschef bearbeitet, der – obwohl ich ihn noch nie getroffen habe – fast schon zu meinem Schatten geworden ist. Höhepunkt war, als ich in einem Rotary Club referierte und plötzlich realisierte, dass der Exit-Vertreter exakt eine Woche vorher Gast gewesen war. Dies mag Zufall sein, vielleicht auch nicht.

Tatsache aber ist, dass Frau Schäppi nun schon anderthalb Jahre tot ist. Eigentlich eignet sich ihr Fall nicht als Plädoyer gegen die Sterbehilfe. Hätte sie sich aber nochmals verliebt oder einen anderen Jassklub gefunden, wäre ihre Zukunft möglicherweise anders verlaufen. Lebendiger.



Matthias Ackeret ist Jurist, Verleger und Autor.

## Geschichte

# Ein deutsches Missverständnis

Das Hitler-Attentat von 1944 bewegt das deutsche Seelenleben bis heute. Eine Biografie zeigt, dass für von Stauffenberg nicht Moral, sondern patriotische Verantwortung im Zentrum stand. *Von Peter Keller*

Ungefähr im Sommer 1942 begann Claus Schenk Graf von Stauffenberg zu zweifeln. Allzu lange hatte er die eigenen Haltungen mit nationalsozialistischer Politik vereinbaren können, nun aber sann er über Hitler und die Folgen des Weltkrieges nach. Im kommenden Jahr, 1943, würde die ideologische Ablösung Stauffenbergs vom Dritten Reich so weit fortgeschritten sein, dass seine anfänglich mit dem Nationalsozialismus verbundene Hoffnung auf eine Neuordnung Europas unter deutscher Vorherrschaft einer inneren Gewissheit wich: Hitler muss getötet werden, um den Untergang Deutschlands gerade noch abzuwenden.

Graf von Stauffenberg übernahm ab 1942/43 die von Mitverschwörern bereits angedachte «Operation Walküre». Er war jung, gutaussehend, kalt entschlossen und allein. Was trieb Stauffenberg an? Woraus schöpfte er die Kraft für die unbedingte Tat?

Auf diese Fragen gibt das neue und aus bisher unbekanntenen Quellen schöpfende Buch von Thomas Karlauf Antwort.

«Stauffenberg. Porträt eines Attentäters» ist die erste Stauffenberg-Biografie und erklärt die drei Welten, die sich in verschiedener Gewichtung in Stauffenberg kreuzten, sein Denken bestimmten und ihm den Impuls für das Attentat verliehen: die adelige Familientradition, das Offizierskorps und der sogenannte George-Kreis, dem Stauffenberg mit sechzehn Jahren beitrat. Diese drei Welten, so Karlauf, widersprachen für Stauffenberg zunächst nicht den Zielen des Nationalsozialismus.

### Er hätte Hitler gewählt

Stauffenberg und das Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 sind vor allem für das deutsche Seelengewicht bedeutsam: dass sich neben all den deutschen Gräueln, den deutschen Abgründen, dem «deutschen Blut» auch ein explizit deutscher Widerstand formierte. Karlaufs Buch zeigt auf, dass Stauffenberg die Kraft für das Attentat insbesondere aus dem «geheimen Deutschland» bezog, dessen Lebensmittelpunkt in den 1930er Jahren im Tessin war. Stauffenberg besuchte den Dichter Stefan George regelmässig in Minusio (Locarno), wo dieser auch verstarb und be-

graben liegt. Zusammen mit seinem Bruder Berthold wurde Stauffenberg zum Nachlassverwalter des Schriftstellers. Im Sommer 1932 erklärte er George während eines gemeinsam verbrachten Tessiner Urlaubs, warum er, hätte er als Angehöriger der Reichswehr wählen dürfen, bei der Wahl zum Reichspräsidenten für Hitler gestimmt hätte: «Weil Hindenburg verbraucht sei und Hitler die Zukunft bedeute», schreibt Karlauf. Das «geheime Deutschland» fand mit dem Tod des «Meisters» nur seinen vorläufigen Endpunkt. Es gibt den Kreis noch heute, Karlauf gehörte ihm selber an und thematisierte 2018 seine eigenen Erfahrungen anlässlich der Festlichkeiten zu Georges 150. Geburtstag in einem Vortrag an der Universität Heidelberg. Karlauf ist Verfasser der wichtigsten George-Biografie sowie einer Biografie zum letzten Lebensabschnitt von Helmut Schmidt.

Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der im Spätsommer 1925 mit achtzehn Jahren gegen den Wunsch der Eltern beschloss, Offizier zu werden, war zutiefst hierarchisch-elitär geprägt. Er glaubte an die Vorherrschaft Deutschlands in Europa, sah aber nicht die Demokratie als Alternative zu Hitler, wie es der bisherige Widerstandsdiskurs glauben macht, sondern den Adel und ein verantwortliches Militär im Sinne des preussischen Heeresreformers August Neidhardt von Gneisenau (1760–1831), dessen Urenkel Claus war: Die Befehlshaber einer Armee müssen in Momenten der Entscheidung Verantwortung übernehmen, notfalls Befehle verweigern.

Als Stauffenbergs Begeisterung für die nationale Bewegung nachliess und er im Sommer 1942 an Hitler und dem Nationalsozi-

alismus zu zweifeln begann, «suchte er sich dem Wissenskonflikt zunächst durch Flucht an die Front zu entziehen», schreibt Karlauf. «Erst während der langen Genesungsphase nach einer schweren Verwundung in Nordafrika Anfang April 1943 reifte der Entschluss, die Herausforderung anzunehmen und sich aktiv an einer Erhebung gegen Hitler zu beteiligen.» Karlauf spricht in diesem Zusammenhang von einem «Ethos der Tat», vergleicht Stauffenberg mit Brutus, der die Ermordung



Lyriker George.

### Stauffenberg besuchte den Dichter regelmässig in Minusio.



*Drei Welten*: Offizier Stauffenberg.

Cäsars plante, beharrt auf der Unterscheidung von Gesinnung und Verantwortung.

Stauffenberg handelte aus militärischer Verantwortung, nicht aus moralischen Überlegungen heraus, schreibt er. «Nicht das Entsetzen über die Verbrechen des Nationalsozialismus, sondern die Entschlossenheit, den Krieg möglichst rasch zu einem für Deutschland einigermaßen glimpflichen Ende zu bringen», gab Stauffenbergs Denken die Richtung. Den zweiten Antrieb sieht Karlauf in der speziellen Lebensästhetik Georges, in dessen lyrischem Werk, im Freundschaftsideal, das die Mitglieder des Kreises unter Anleitung ihres «Meisters» und über dessen Tod hinaus praktizierten. Es war Stauffenberg, der den Mitverschwörern auftrag, Georges Gedichte als Erkennungszeichen aufzusagen, und seine letzten Worte vor der Hinrichtung gemahnen ebenfalls an den Duktus des charismatischen Dichterführers: «Es lebe das geheiligte Deutschland!»

In Deutschland hängt das gegenwärtige Befinden nicht mehr von der stabilen ökonomischen Lage ab. Der Grossteil der Bevölkerung empfindet das Land als gespalten, die Flüchtlingskrise von 2015 hat Wunden hinterlassen. Gedenkfeiern zum 20. Juli prägen zudem das Bild von Stauffenberg als moralisch Entrüstem, der Hitler zum Schutze der Juden töten wollte: der junge Wehrmachtsoffizier als Stellvertreter des guten Deutschen. Eine absurde Verkennung der wahren Beweggründe, sagt Karlauf, und betont den militärisch-pragmatischen Patriotismus des Attentäters sowie das Einzelgängertum. Stauffenberg, schreibt Karlauf, wurde von den meisten seiner Mitverschwörer in verschiedenen letzten Momenten im Stich gelassen, so dass dem gescheiterten Attentat drei abgebrochene Versuche vorausgingen.

In Deutschland hat das Buch eine Debatte ausgelöst, man empört sich über Karlaufs angebliche Banalisierung des gesamtdeutschen

Widerstandes, kritisiert die Überhöhung der Person Stefan Georges. Karlauf, so der Tenor, hole Stauffenberg weg von dem Kampf der Deutschen gegen die neue Rechte, entrücke ihn als solitär Handelnden in abgehobene Sphären, treibe ihn gar den Rechtsausen in die Arme, die Stauffenbergs Mordversuch als patriotische Tat zu installieren versuchten.

### Offizierethos und Adelsdünkel

Karlauf diffamiere die hehren Absichten des deutschen Widerstandes, schreibt ausgerechnet Stauffenbergs Enkelin in der *Zeit*. Ähnlich Jens Jessen, Enkel des gleichnamigen Widerstandskämpfers, der in Zusammenhang mit dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und 1944 gehängt wurde. «Karlauf macht deprimierend deutlich, wie Stauffenberg durch die elitäre Ideenwelt Georges, anders als früher spekuliert, gerade nicht gegen die Barbarei des Nationalsozialismus immunisiert, sondern für sie aufgeschlossen wurde», schreibt Jens Jessen, ebenfalls in der *Zeit*. Jessens Kritik greift zu kurz, der Journalist hebt allein auf George ab, ohne die von Karlauf wiederholt in den Mittelpunkt geholte Verschränkung von Dichterkreis, Offizierethos und Adelsdünkel zu berücksichtigen.

Die Kritik stört sich an Karlaufs Bild eines elitären, lyrisch verbrämten Stauffenberg, sie ist aber in ihren verletzt-defensiven Gefühlen bezüglich der Kaste deutscher Widerständler nicht weniger elitär. Hierzu kommt ein zweiter Punkt. Der deutsche Widerstand ist Nachkriegsmythos, erzählt von Zivilcourage und einer gemeinsamen Vision: Der Einzelne wird zur moralischen Instanz, die Nationalsozialisten werden in einem Aufstand des Gewissens gegen die Brutalität der Judenvernichtung geschlagen, Hitler bestenfalls getötet. «Der 20. Juli 1944. Ein deutsches Missverständnis» heisst ein Kapitel in Karlaufs Buch. Seine These, Stauffenberg habe aus Verantwortung und nicht aus Tugend gehandelt, besitzt Sprengkraft, denn sie zersetzt den Mythos, dessen sich die Nachkriegsdeutschen zur moralischen Legitimation ihres Handelns oder Nichthandelns bedienten, zeigt, wie stark der Widerstand vom Mut und von der Entschlossenheit eines Einzelnen geprägt war.



Thomas Karlauf: Stauffenberg. Portrait eines Attentäters. Blessing, 368 S., Fr. 37.90

# Gänsehaut als ständiger Begleiter

Gibt es das – grundehrlichen Pop? Amanda Palmer ist nahe dran. Biblische sieben Jahre hat sie an ihrem jüngsten Album gearbeitet.

Von Thomas Wördehoff

Das Cover: Eine unbedeckte Frau blickt trotzig in die Fluten. Der schwere Holzpoller, auf dem sie steht, ragt aus einer schwarzen Seenlandschaft. Über der finsternen Szenerie wölbt sich eine düstere, von glühendem Abendrot dramatisch beleuchtete Wolkenformation. Die Nackte schwingt ein mächtiges Schwert über ihrem Kopf. Götterdämmerung.

Die Amazone über den Wassern heisst Amanda Palmer und gehört zu den aufregendsten Erscheinungen in der avancierten Singer-Songwriter-Szene. Keines ihrer Projekte gleicht dem nächsten, sie schreibt Bücher, kriert Kunstaktionen und verbindet gar beides thematisch – wie gerade geschehen – mit dem Release eines neuen Albums. «There Will Be No Intermission» ist der Titel ihres aktuellen Werks, der manch einen vielleicht seufzend an den letzten Bayreuth-Besuch denken lässt. Tatsächlich sei dringend empfohlen, sich Amanda Palmers brandneuen Streich konzentriert und ohne Pause anzutun. Denn wider Erwarten ist es ein richtig gutes Album. Doch so einfach ist das auch wieder nicht.

Es geht nämlich um Ehrlichkeit und Wahrheit. Das ist zunächst ein schwieriges Sujet. Denn immer, wenn sich Ehrlichkeit und Kunst als Paar ankündigen, ist allerhöchste Vorsicht geboten. So auch hier. In einem Interview anlässlich der Veröffentlichung beschrieb Amanda Palmer ihre neue Liedersammlung als «sehr menschliches und persönliches Album» und bekannte im gleichen Gespräch doch tatsächlich: «Meine Waffe als Künstlerin ist die Wahrheit.» Deshalb also das Nacktfoto als Cover. «Gäh» – würde meine Tochter sagen, wenn ich denn eine hätte.

## Witz, Verzweiflung und Wut

Nichts gegen Nacktfotos – aber wenn «Wahrheit» wie eine Monstranz als Werbebotschaft vor sich hergetragen wird, glimmt die Frage auf, was denn da so heiligmässig verkauft werden soll. Auf «There Will Be No Intermission» geht's um höchst intime Dinge wie etwa den Tod ihres besten Freundes, eine Abtreibung, eine erlittene Fehlgeburt und die Niederkunft ihres Kindes. Zum einen sind das Themen, die im munteren Tingeltangel der Popmusik auf

den ersten Blick mal schräg auffallen – denn auch Amanda Palmers Platten waren bisher allenfalls von bissiger Ironie durchzogen. Ihr üppiger Werkkatalog mit den Dresden Dolls oder dem Grand Theft Orchestra und all den anderen Formationen zeichnete das Bild einer Frau, die sich mit Witz, aber auch Verzweiflung und Wut durchs Leben schlägt und den Scharmützeln des Lebens musikalisch mit scharfkan-



Tiefe Empfindung: Singer-Songwriterin Palmer.

tigem Post-Punk und grellen Cabaret-Songs die Stirn bietet. Gutgemachter Pop – aber bislang ohne Anspruch auf einen Hitparadenplatz in den Gebetsbüchern.

Da wird Amanda Palmers Musik wohl auch weiterhin fehlen, denn mit tiefgründelnder Gedankenschwere, verwunschener Schicksalslast und dekorativem Trauerflor hat «Intermission» nichts zu tun. Biblische sieben Jahre habe sie an dem Album gearbeitet, und das ist nicht nur alberne Allüre – es hat wohl gute Gründe. Auf den sparsam instrumentierten Songs musste die 42-Jährige einen Tonfall eruieren, der zu-

gleich geradlinig, intelligent und emotional ist. Ihre Kompositionen lassen immer noch den Echoraum von Granden wie Friedrich Hollaender oder Kurt Weill erahnen, aber man fühlt sich auch an den wütenden Exhibitionismus der ersten John-Lennon-Werke erinnert.

## Schuberts Innigkeit

Zehn Songs und zehn Zwischenspiele präsentiert «Intermission», immer auf dem schmalen Grat von Kunst und Kitsch – wobei sich der «Kitsch» eher in der Befürchtung dessen, was da im nächsten Song auf einen zukommen möge, abspielt. Doch die schlimmen Vorahnungen gehen wunderbarerweise ins Leere. Vor allem an ihren Vocals muss die Palmer so akribisch gearbeitet haben wie die Callas an ihren Partien, wie eine Schauspielerin am richtigen Zungenschlag: Wann klingt eine Stimme, die bricht, tatsächlich «echt»? Wie umgeht man tiefende Gefühligkeit? Wann wird aus schneidender Anklage zickiges Geschrei? Amanda Palmer umschiffet all die drohenden Klippen instinktsicher und trifft schlafwandlerisch den richtigen Ton, der niemals in kokett inszenierte «Betroffenheit» abrutscht. Das Album ist bestens durch ihren Gesang abgesichert.

Wahrhaftigkeit und tiefe Empfindung sind zwar eher Attribute, die man dem romantischen Kunstlied von Franz Schubert oder Hugo Wolf beimessen würde – doch tatsächlich sind die Songs der Amanda Palmer nicht weit entfernt von der Innigkeit dieser längst verblichenen Tradition. Zwar hat der Gestus ihrer Lieder nichts mit der komplexen Empfindsamkeit Schuberts zu tun. Die unbedingte Erregbarkeit ist aber auch bei ihr zu spüren; die Zustände, über die sie singt, handeln von den Gefährdungen der menschlichen Existenz auf der Kippe.

Es lohnt sich im Übrigen, ihre Texte zu lesen – sie sind beeindruckend dicht. Keine wohlfeile Jammerlappenlyrik, so viel steht fest: Wenn sie in «Machete» über den Freitod ihres Freundes schreibt, der ihr eine Kiste mit scharfgeschliffenen Messern hin-

terlassen hat, deren Geheimnis sie widerwillig enthüllt; wenn sie in «Voicemail for Jill» ihrer Freundin verlegene, ins Leere laufende Einfühlsamkeiten auf die Mailbox stammelt; wenn sie in «The Ride» die Zentrifugalkräfte von Angst und Leichtsinn entfesselt, mag das vielleicht wie ein Beschäftigungsprogramm für waidwunde Feingeister klingen – wenn man aber «There Will Be No Intermission» tatsächlich ohne Pause zu Ende gehört hat, ist die Gänsehaut dein ständiger Begleiter. Fast wie bei Hitchcock. Nur weiblicher. Vielleicht liegt die nackte Wahrheit ja immer hinter den Dingen.

# Dem Busen galt seine Leidenschaft

Er lebte für den Luxus und schöne Frauen. Peter Meyer-Fürst war der schillerndste Schönheitschirurg des Landes. Dann stürzte er ab – und das Schweizer Fernsehen sich auf ihn. Jetzt ist er tot. *Von Rico Bandle*



«Wie schön das geworden ist»: Peter Meyer-Fürst († 82) mit Ivana Trump, 1991.

Es gibt Szenen im Leben als Journalist, die vergisst man nie mehr. Im Februar 2015 besuchte ich den Schönheitschirurgen Peter Meyer-Fürst in der «Tagesklinik am Bellevue». Die Stimmung war gespenstisch: Alles war leer, das Gesundheitsamt hatte einige Tage zuvor nach einer Kampagne des «Kassensturzes» die Praxisräume durchsucht und geschlossen.

In dem sterilen Ambiente sprach der angeschlagene Arzt erstmals über die Vorwürfe gegen ihn. Er habe gepfuscht, Patientinnen ins Elend getrieben, hatte die SRF-Konsumenten-sendung berichtet und von ihm angeblich veranstaltete Frauen gezeigt. Meyer-Fürst wies die Vorwürfe zurück, zeigte Dokumente, konnte die Vorfälle schlüssig erklären.

Plötzlich klingelte es an der Tür. Der damals 78-jährige Arzt entschuldigte sich, verschwand im Nebenzimmer. Nach etwa zehn Minuten rief er plötzlich: «Herr Bandle, kommen Sie mal rüber, ich will Ihnen etwas zeigen!» Als ich eintrat, sass eine junge Frau mit entblösstem Oberkörper lächelnd auf der Untersuchungsliege und präsentierte ihre prallen, kugelrunden Brüste. «Jetzt müssen Sie schauen, wie schön das geworden ist», sagte der geschniegelte Schönheitschirurg voller Stolz. Er präsentierte die Patientin, als sei sie sein Kunstwerk. Die junge Frau schien kein Problem damit zu haben, ihren neuen Körper

einem fremden Mann als Beweisstück zur Schau zu stellen.

Es war nicht der erste Angriff des Schweizer Fernsehens auf den schillerndsten Schweizer Schönheitschirurgen gewesen. Von diesem aber sollte er sich nicht mehr erholen.

## In der Falle

Besonders perfid ging der «Kassensturz» 2007 vor. Die Fernsehleute schickten eine Schönheitskönigin als Lockvogel zu Meyer-Fürst. Gefilmt von einer versteckten Kamera, verlangte

## Die Fernsehleute schickten eine Schönheitskönigin als Lockvogel zu Meyer-Fürst.

sie nach einer Schönheitsoperation. Die moralisierende Botschaft: Dieser Arzt ist so skrupellos, der würde für Geld sogar an einer makellosen Frau herumschnipseln. Dass Meyer-Fürst bei der Untersuchung der Patientin die Brüste befühlte, wie das in einem solchen Fall üblich ist, kam den Fernsehmachern gerade recht: Fortan war Meyer-Fürst nicht mehr nur ein geld- und luxussüchtiger Arzt, sondern auch noch ein «Busen-Grapscher», ein *Grüsel*.

Genüsslich wurde er der Fernsehnation vorgeführt. Dass in der Folge der damalige Chef-

redaktor und andere SRF-Mitarbeiter wegen unlauterer Methoden verurteilt wurden, nützte nichts mehr, sein Image war ramponiert.

Die jahrelange Fehde zwischen Meyer-Fürst und dem öffentlichen Fernsehen bedeutete einen Zusammenprall zweier gegensätzlicher Lebensmodelle. Hier der Glamour-Arzt, der teure Autos liebte und das Geld; der stets von schönen jungen Frauen umgeben war und Sprüche fallenliess, die jenseits des guten Geschmacks waren. Dort die Journalisten im Jesus-Sandalen-Look, denen alles, was Meyer-Fürst verkörperte, zuwider war und die es als moralische Pflicht ansahen, diesem Widerling und Sexisten eins auszuwischen.

Allerdings, und das ist sinnbildlich für diese Geschichte: Die Journalisten stürzten sich erst auf ihn, als er gesellschaftlich und finanziell bereits am Boden lag.

## Falsch operierte Zehe

Denn so steil Meyer-Fürst aufgestiegen war, so rasch stürzte er wieder ab. Nach seiner Zeit als Oberarzt in Luzern hatte er eine Ausbildung in Brasilien beim legendären Schönheitschirurgen Ivo Pitanguy gemacht, dem «Michelangelo des Skalpells». Zu seinen besten Zeiten besass Meyer-Fürst unzählige Immobilien an bester Lage sowie millionenschwere Kunst- und Luxusautosammlungen. Doch der Lebemann, der unzählige Prominente behandelt haben soll, darunter Donald Trumps Ex-Frau Ivana, der der noblen Hirslanden-Klinik als erfolgreichster Belegarzt Millionenumsätze beschert hatte, verlor Anfang der 1990er Jahre auf einen Schlag sein gesamtes Vermögen: Er hatte sich bei einem gigantischen Immobilieninvestment in den USA verspekuliert. «Da ist alles verreckt», sagte er im Rückblick. Bis zum Tod blieb er verschuldet.

Den Sturz des Glamour-Arztes nutzten die Medien sofort aus. 1993 brachte der «Kassensturz» die ersten Vorwürfe gegen ihn, die Zeitschrift *Bilanz* zog kurz darauf nach. So ging es jahrzehntelang weiter. Juristisch allerdings konnte ihm – was die Anschuldigungen gegen ihn als Schönheitschirurgen anging – nie etwas nachgewiesen werden. In einem einzigen Fall war er verurteilt worden; das betraf aber keine Schönheitsoperation, sondern eine falsch operierte Zehe.

Zuletzt war er in der «Tagesklinik am Bellevue» in Zürich tätig. Was so nobel tönte, war eine einfache Praxis, die Schönheitsoperationen zu Billigtarifen anbot. Ob die Vorwürfe des «Kassensturzes» und die überstürzte Schliessung der Klinik durch die Gesundheitsbehörde gerechtfertigt waren, bleibt offen: Das Verfahren wurde mit dem Tod des Arztes eingestellt. Dies dürfte vor allem in der SRF-Rechtsabteilung für Erleichterung gesorgt haben. Hätte sich die Berichterstattung als haltlos erwiesen, so hätte es für den Gebührensender noch ein Nachspiel geben können.



## Die Bibel

# Umkehr

Von Peter Ruch

As sie dies gehört hatten, beruhigten sie sich, priesen Gott und sprachen: Nun hat Gott also auch den anderen Völkern die Umkehr zum Leben gewährt (Apostelgeschichte 11,18). Die Umkehr aus einem Irrtum oder einer Sackgasse ist ein nicht immer erfolgreicher Vorsatz. Ein solcher kann sich gegen persönliche Misere, religiöse Irrtümer oder gesellschaftliche Abwege wenden. Die protestierenden Schüler drängen auf eine fundamentale Umkehr der industrialisierten Welt. Als Partner wünschen sie sich vor allem den Staat. Er möge durch Vorschriften, Verbote und Lenkungsabgaben das Klima retten.

Ich beantrage eine Denkpause. Richtig ist, dass wir keine Ressourcen verschwenden sollten, auch wenn der Mensch bloss 0,16 Prozent des Kohlendioxids in der Luft beeinflussen kann. Wichtiger ist: Wie verlässlich ist der Staat als Umweltschützer? Seit zehn Jahren hält er die Zinsen auf null, was das Sparen erschwert und den Verbrauch sowie die Verschwendung stimuliert. Viele Bauprojekte werden zu früh erstellt und verfehlen den Bedarf. – Die Staatsbahn SBB verbraucht jährlich 3,4 Gigawattstunden Strom, Tendenz steigend. Das entspricht dem Verbrauch von einer Million Dreipersonenhaushalten. Die Sitzplatzauslastung betrug gesamthaft knapp 30, der Kostendeckungsgrad deutlich unter 50 Prozent. – Staatliche Vorschriften stellen sicher, dass täglich Unmengen von einwandfreien Lebensmitteln vernichtet werden. – Italien subventioniert seit vielen Jahren die staatliche Fluggesellschaft Alitalia, damit das Publikum zu Schleuderpreisen herumfliegen kann. – In den meisten OECD-Ländern steigt die Anzahl der geheizten und oft klimatisierten – staatlichen Arbeitsplätze unverhältnismässig. Fazit: Fast jeder Staat ist beim Ressourcenverbrauch ein zügelloser Player. Deshalb ist er für die Umkehr ein ungeeigneter Partner. Wer Genügsamkeit in unsere Herzen legen kann, ist der Geist Gottes mit seinem sanften Wehen. Ob dieser Geist auf Schülerdemos achtet, weiss ich nicht. Aber ich will es gerne hoffen.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Roadmovie, Western, Sozialdrama: «Highwaymen» mit Woody Harrelson (l.) und Kevin Costner (M.).

## Film

# «Sie haben gar keine Spielregeln»

Im steigenden Angebot von Netflix wird es immer schwieriger, die Spreu vom Weizen zu trennen. Hier einige Highlights, die auf jeden Fall Interesse verdienen. Von Wolfram Knorr

Während der Grossen Depression rauben Bonnie Parker und Clyde Barrow Banken aus, erschliessen Cops und werden bei den Habenichtsen und Verlorenen zu Idolen. Als Bonnie Parker 1934 in Dallas beerdigt wurde, kamen 20 000 Menschen, und zu Clyde Barrows Beerdigung 15 000. Drei Mal wurde das Leben des Gangsterpärchens Bonnie und Clyde verfilmt, 1967 am spektakulärsten mit Warren Beatty und Faye Dunaway. Nun kommt erstmals die Gegenseite zum Zug. Zwei Ex-Texas-Rangers wurden aus purer Hilflosigkeit auf die Marodeure angesetzt. Miriam «Ma» Ferguson, Gouverneurin von Texas, fand den Vorschlag erst lächerlich: «Da können wir ja gleich auf Wyatt Earp zurückgreifen!», um dann dem Angebot zuzustimmen. Es war der letzte Strohalm, das FBI stocherte im Nebel, die Popularität der Banditen stieg, und die Arbeitslosigkeit wurde immer schlimmer. 1929 hatte man die Texas Rangers, Revolvermänner einer vergangenen Ära, praktisch aufgelöst. Jetzt durften zwei wieder ran: Frank «Pancho» Hamer und Benjamin Maney Gault.

«The Highwaymen» (Die Wegelagerer), ein Spielfilm von John Lee Hancock («The Blind Side») und Autor John Fusco («Hidalgo»), ist authentisch und prominent besetzt mit Kevin Costner als «Pancho» Hamer und Woody Harrelson als Maney Gault; auch Kathy Bates als «Ma»

Ferguson hat ihren furiosen Auftritt. Bonnie und Clyde sind, im übertragenen Sinn, nur in den trübsinnig und zugleich aggressiven Outcasts präsent, die den Bullen jede Hilfe verweigern. Zwischen Armut und Elend, in dumpfer Trostlosigkeit zu ermitteln, geht an die Substanz. Hamer schützt sich mit grimmiger Verpanzerung, während Gault, selbst ein Opfer der Banken, zerbrechlich wirkt und mit den Gesetzen zu hadern beginnt. «The Highwaymen» ist Roadmovie, Western, Sozialdrama – elegisch, melancholisch, magisch und ohne Brutalität, bis auf das Finale, in dem Bonnie und Clyde das einzige Mal kurz zu sehen sind. ★★★★★

Dass die Zeiten sich zuweilen verblüffend ähneln, demonstriert höchst anschaulich die britische Miniserie «Traitors» (Verräter), produziert von Channel 4. 1945 gewann, zur allgemeinen Überraschung, die Labour-Partei unter Clement Attlee, was nicht nur britischen Tory-Politikern, sondern auch US-Agenten des OSS (Office of Strategic Services), eines Vorläufers der CIA, missfiel. Als US-Präsident Truman dem darniederliegenden England mit hohen Krediten auf die Beine helfen wollte, spielten sich im Parlament Tumulte ab, die an die Brexit-Debatten erinnern: Konservative wollten sich auf keinen Fall von Amerika alimentieren lassen. Wunsch und Wahn, Angst und Verdrängung der Briten

(und Amis) schwimmen hier, man ist fast geneigt zu sagen: wie Gurken in einem Weckglas, im Lebensgefühl einer Epoche, die Bathsheba Doran («Boardwalk Empire») mit ihrer Serie wiederaufleben lässt. Fiona Symonds, genannt Feef (Emma Appleton), arbeitet im britischen Civil Service und wird vom Kommunistenfresser Thomas Rowe (Michael Stuhlbarg) genötigt zu spionieren. Er ist felsenfest überzeugt, in der Behörde niste ein Sowjet-Agent. Als Truman beschliesst, die OSS-Niederlassung abzuziehen, bleibt Rowe heimlich in London, zwingt Feef in immer heiklere Situationen, verliert jegliches Rechtsgewissen – und Feef (fast) ihre Identitätsorientierung.

Diesig-zwielichtig, wird London zum wattigen «Wunderland» der Parvenüs, Fanatiker, Hasardeure und Opportunisten, in dem sich auch Feef abstrampelt: «Und dann haben sie gar keine Spielregeln, wenigstens wenn sie welche haben, so beobachtet sie niemand» («Alice im Wunderland»). Rowe, klein und rau, vibrierend vor Energie, ist der weisse Hase, der zum bösen, kläffenden Wadenbeisser wird («Sie verkaufen Demokratie? Der einzige Weg, Demokratie zu verkaufen, ist, Augen und Ohren überall zu haben und jeden aufzuhalten, der was dagegen unternehmen will»). «Traitors» ist bester Brit-Thrill. ★★★★★



Wattiges Wunderland: «Traitors».

Tony (Ricky Gervais), Chefredaktor eines Gratisblatts, ist am Ende. Gerade hat er seine geliebte Frau, die unheilbar an Krebs erkrankt war, verloren. Bekanntlich ist es vorteilhaft, sich hilfreicher, anständiger und besser in sozialer Kooperation darzustellen, als man ist. So gewinnt man Vorteile, so überlebt man. Tony will aber nicht mehr leben, will also auch kein Heuchler mehr sein, sein Leben fälschen. Also will er nur noch unverfälscht sagen und tun, was er wirklich denkt und will. Daraus entsteht eine Art Partisanenhumor – ziemlich hinterhältig.

In «After Life» (sechs Folgen) schlurft der todtraurige Tony durch die Gegend und nölt alle an, auch seine Kolleginnen und Kollegen in der Redaktion. Gervais ist der radikale Antipode zu den inflationären Comedians, die im TV ihren Auf-Teufel-komm-raus-Humor absondern. Gervais, Stand-up-Komiker, Moderator, Autor, Erfinder von «The Office» (Vorlage



Irrer Witz: «After Life» mit Ricky Gervais.

zu «Stromberg»), «Extras» et cetera, rammt die Nächstenliebe mit seiner Misanthropie und schlägt daraus einen bösen Funkenregen.

Wenn er in Ermangelung interessanter Storys Spinner für bizarre «Porträts» aufsucht, wird der gute Geschmack gnadenlos seziert. So sieht einer der mediengeilen Hanswürste in einem Wandfleck den Schauspieler Kenneth Branagh und will damit in die Zeitung. Gervais darauf über Branagh: «Den kann man in jedem Fleck erkennen.» Eine Familie hat ein Kind, das wie Hitler aussehe. Angeödet meint Tony, dass man jedem Kind einen Bart anmalen könne, damit es wie Hitler aussieht. Der irre Witz entfaltet sich nicht in der Idiotensituation, sondern in Gervais' Antworten und seinem Gesicht, das aussieht, als würde Bröckelputz von ihm rieseln. «After Life» ist das derzeit Schrägste an Humor. Angeblich hat Ricky Gervais vor, eine zweite Staffel zu schreiben. ★★★★★

«The Highwaymen», «Traitors», «After Life», alle bei Netflix, sind Highlights, zu denen man auch ältere Serien zählen muss, die schon in die dritte oder vierte Staffel gehen, aber von der Kritik eher abfällig beurteilt wurden. Zu diesen unterschätzten Serien gehört «Ozark». Die Familie Byrde ist von Chicago in die Hinterwelt geflohen, an die schönen Seen der Ozarks. Marty Byrde, eigentlich Finanzberater, hockt ein Mexiko-Kartell im Nacken, er soll schmutziges Geld waschen. Sein (ermordeter) Partner hat 8 Millionen Dollar abgezweigt, und Marty muss jetzt dafür haften. Zu Beginn als Abklatsch von «Breaking Bad» abqualifiziert, entwickelte sich «Ozark», nach einer Idee von Bill Dubuque und Mark Williams, von Staffel zu Staffel zur immer verzweifelteren Anstrengung einer Mittelstandsfamilie, ihren Sozialstatus und ihre Integrität zu halten und zu wahren – wobei sie nur immer tiefer ins *white trash*-Milieu gerät. Die realen Zustände der Hillbilly-Welt werden nie übertrieben, schon gar nicht denunziert, und Gewalt hält sich in Grenzen. Die Familie – eine halbwüchsige Tochter, ein kleiner Junge – wurschtelt sich statt raus nur in immer neue Abhängigkeiten. Ein im wahrsten Sinn des Wortes fesselnder Albtraum mit den glänzend aufspielenden Jason Bateman als Marty und Laura Linney als Wendy. ★★★★★

## Jazz

# Kontrabass als Kunst

Von Peter Rüedi

Wen interessiert eine ganze CD Kontrabass-Solo? Bassisten, gewiss, und das ist mit ein Grund, weshalb das Münchner Label ECM immer mal wieder das Instrument, das im Jazz doch vor allem für die Armierung der Fundamente zuständig ist, solo ins Rampenlicht rückt: Sein Chef, Manfred Eicher, war in ferner Jugend selbst einmal Bassist bei den Berliner Philharmonikern. So hat er ein besonders sensibles Ohr für die Tücken beim Aufzeichnen des Instruments, das manche eher für eine technische Schikane denn für ein Mittel zur Herstellung von Kunst halten. Welch ein Irrtum. Bass hören muss man lernen (wenn nicht gerade Eicher am Produzentenpult für die kristallinen Obertöne, den Holzsound und die «Fingerfarben» am Steg sorgt: in Solobass-Monumenten von Dave Holland, Barre Phillips oder Miroslav Vitous zum Beispiel). Aber wem es endlich gelingt, kollektiv improvisierte Musik vom Fundament her zu hören, der gewinnt einen neuen Zugang zum Jazz. Ich schweife ab.

In die Galerie der ECM-Solobassisten gehört seit neuestem Larry Grenadier, berühmt als Mitglied der Combos von unter anderen Brad Mehldau, Paul Motian, Pat Metheny, Wolfgang Muthspiel. Dass er in der Lage ist, sein tückisches Instrument zur gleichwertigen Stimme zu emanzipieren, hat er in all diesen Gruppen bewiesen. Jetzt gelingt ihm das Kunststück, *all alone* während mehr als vierzig Minuten auch Nicht-Bassisten keine Sekunde zu langweilen. Gezupft wie gestrichen ist Grenadier ein grosser Geschichtenerzähler und Dramaturg, einer mit einem grossen Atem, der über alle virtuos Schnellfingerkünste in der Nachfolge von Scott LaFaro verfügt, ebenso aber über die Kunst der Pause, der *mise en place*: Schon das zweite Stück, eine Hommage an den Bass-Giganten Oscar Pettiford, ist eine Art «Body and Soul» des Kontrabasses («Body and Soul» war das epochale Tenorsax-Solo von Coleman Hawkins).

Dabei ist «The Gleaners» («Die Ährensammler») kein narzisstischer Exzess, sondern ein Manifest der Bescheidenheit. Er selbst sei ein Sammler, der auflese, was in allen Windrichtungen von anderen übrigbleibe. Nur: Was macht er daraus!



Larry Grenadier:  
The Gleaners.  
ECM 2560



Thiel

## Beim Znacht

Von Andreas Thiel

**Klimaforscherin:** Das Abendessen ist köstlich.  
**Hausmann:** Es ist schon ein Luxus, wenn man den ganzen Tag Zeit hat für den Haushalt. Und seit die Kinder zur Schule gehen, habe ich sogar wieder richtig Zeit zum Kochen. Bist du auf dem Heimweg in diesen Schneesturm geraten, Schatz?  
**Klimaforscherin:** Diese Schneestürme sind eine Folge des Klimawandels.  
**Hausmann:** Aber morgen soll es wieder richtig schön werden.  
**Klimaforscherin:** Solche Wetterumstürze kommen vom Klimawandel.  
**Hausmann:** Schade, dass uns das Wetter die Skiferien vermiest hat. So wenig Schnee hatten wir schon lange nicht mehr.  
**Klimaforscherin:** Diese warmen Winter kommen vom Klimawandel.  
**Hausmann:** Dafür hatten wir letztes Jahr so viel Schnee wie schon lange nicht mehr.  
**Klimaforscherin:** Die kalten Winter kommen auch vom Klimawandel.  
**Hausmann:** Es soll aber einen trockenen Sommer geben.  
**Klimaforscherin:** Das kommt vom Klimawandel.  
**Hausmann:** Das ist mir ganz recht, nachdem wir letztes Jahr einen so verregneten Sommer hatten.  
**Klimaforscherin:** Das ist alles eine Folge des Klimawandels.  
**Hausmann:** Bei uns löst ein trockener Sommer ja noch nicht gerade Hungersnöte aus.  
**Klimaforscherin:** Hungersnöte sind eine Folge des Klimawandels.  
**Hausmann:** Und dann kommen auch noch die Hungersnöte in den Kriegsgebieten dazu, die solche Flüchtlingswellen auslösen.  
**Klimaforscherin:** Das sind Klimaflüchtlinge.  
**Hausmann:** Und wie geht es an der Uni, Schatz?  
**Klimaforscherin:** Ich muss dauernd zu allem, was passiert in der Welt, öffentliche Kommentare aus Sicht der Klimaforschung abgeben.  
**Hausmann:** Ich bin froh, dass du auf das Familienleben verzichtet hast, um eine akademische Karriere einzuschlagen. Mit meinen Abschlüssen in Mathematik und Philosophie hätte ich sowieso keine Stelle gefunden. Logik und Vernunft sind an den Universitäten nicht mehr gefragt.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Leeres Zelt

Gibt es in der Schweiz zu viel Zirkus? Hoher Besuch bei Hauser & Wirth; Prominenz an der Eröffnungsgala von «Das Zelt».

Von Hildegard Schwaninger

**E**in Drama: «Knie – das Circus Musical» läuft überhaupt nicht. Kürzlich sassen geschätzte achtzig Besucher in dem Zelt in Dübendorf, das Platz für 1300 hat. **Rolf Knie**, der Veranstalter, hat sich da total verkalkuliert. Mit «Salto Natale», seinem Vorweihnachts-Variété-Zirkus, hat er in Dübendorf seit Jahren Erfolg; keinen Knochen allerdings lockt er mit seinem Musical hinter dem Ofen hervor.

Rolf Knie liess sich für eine Stellungnahme nicht erreichen, in seinem Umfeld sucht man Erklärungen für das Fiasko. Ist einfach im Moment zu viel Zirkus in der Schweiz? Erleben wir eine Art zirzensischen Overkill? Der Zirkus Eloize gastiert in der Maag-Halle, der Zirkus Royal tourt durchs Land und der Schweizer National-Circus Knie sowieso.

Das 100-Jahre-Jubiläum des Zirkus Knie (Direktor **Fredy Knie jun.** ist der Bruder von Rolf Knie) wird zelebriert, die Premiere in Rapperswil fand fast zeitgleich mit dem Musical-Start statt, am 5. Mai ist auf dem Zürcher Sechseläutenplatz die grosse *Centennial*-Gala. Da ist «Knie – das Circus Musical» wohl zu viel. Die Produktion geht dann nach Bern und nach Basel. Da kann man nur sagen: Viel Glück!

**E**dward Quinn war einer der berühmtesten Society-Fotografen und Künstler-Porträtisten der 1950er-Jahre; sein Nachlass wird in Hombrechtikon verwaltet. Der aus Irland stammende Quinn war mit **Gret** verheiratet, einer

Schweizerin aus Altendorf, das Ehepaar hatte keine Kinder, sein Neffe **Wolfgang Frei** war schon als Kind viel mit Quinn zusammen, heute kümmert er sich, mit seiner Frau **Ursula**, um das Erbe. Zurzeit bereiten sie eine grosse Ausstellung in Monte Carlo vor. Edward Quinn weilte an der Côte d'Azur, als **Fürst Rainier** sich in die Hollywood-Schönheit **Grace Kelly** verliebte, Edward Quinn dokumentierte die Love-Story der Eltern von **Fürst Albert**. Die Fotos werden im Mai erstmals im Schloss der Grimaldis in Monaco ausgestellt.

Zur Zeit von Edward Quinn waren Hollywood-Stars der ultimative Glamour, Quinn hatte sie alle vor der Kamera – **Cary Grant**, **Kim Novak**, **Sophia Loren**. Berühmt wurde er auch für seine Künstler-Porträts. Bilder von **Pablo Picasso**, **Alberto Giacometti**, **Jean Cocteau**, **Alexander Calder**, **Le Corbusier** (nackt mit Hund) werden zurzeit in Zürich bei Arte F gezeigt. Besitzer der Galerie für Kunstfotografie ist **Alessandro Botteri Balli**, Direktorin ist die Fotokunst-Kuratorin **Mary Anne Sanske**.

**H**oher Besuch bei **Iwan Wirth** und **Manuela Somerset** durften sie **Queen Elizabeth** begrüßen. Die Königin genoss eine Führung durch die Ausstellung **Catherine Goodman** und **Matthew Day Jackson**. Der Auftritt in der Galerie war Teil des offiziellen Besuchs der Königin in Bruton, wo Ihre Majestät zur Eröffnung einer



Fast verliebt

## Perfektes Unglück

Von Claudia Schumacher

**E**ndlich schläft der Kleine, und Christian sitzt mit einem Bier auf der Couch. Sein Smartphone brummt – er zuckt zusammen. Früher hat er sich gefreut, wenn er Nachrichten bekam. Das ist lange her. Anja

schreibt: «Du hast wieder viel zu viel stilles Wasser und zu wenig mit Kohlensäure gekauft!!!» Christian erschrickt noch einmal, schaut sinnlos um sich. Die Nachricht klingt, als wäre Anja ebenfalls zu Hause. In der Küche, beim Überprüfen seiner Einkäufe. Aber sie ist unterwegs. Ja, recht hat sie: Er hat früher viel mehr stilles Wasser getrunken – in letzter Zeit trinkt er eher Bier. Aber wie kann es sein, dass er sich selbst dann von ihr beobachtet fühlt, wenn sie gar nicht daheim ist? Sicher ist ihr das mit dem Falschkauf über Mittag aufgefallen, und jetzt kam es ihr wieder in den Sinn. Aber das Ganze hat trotzdem etwas Gespenstisches. Gibt es überhaupt noch einen Ort, wo er ungestört sein kann?

Christian mag seine Frau. Oder ... er hat sie lange gemocht. Neulich hat er gelesen, dass sich besonders viele Paare ein Jahr nach der Geburt des ersten Kindes scheiden lassen. Er kann diese





Erklärungsbedarf: Rolf Knie.



Irisches Erbe: Ursula und Wolfgang Frei.



Lebemänner: Pino Gasparini, Hausi Leutenegger.

Musikschule weilte. Der aus dem Thurgau stammende Iwan Wirth ist einer der grössten Global Player auf dem Kunstmarkt. Hauser & Wirth basiert auf dem Vermögen der Elektrofirma Fust. Ursula Hauser-Fust aus Gossau und Niederuzwil, die Schwester von Firmengründer Walter Fust, ist eine leidenschaftliche Kunstsammlerin, ihre Tochter Manuela Fust und Iwan Wirth gründeten 1992 ihre eigene Galerie. Hauser & Wirth hat einen heissen Draht zu den Windsors. Zur Galerie-Eröffnung in St. Moritz im Februar kam – inkognito – Princess Eugenie of York, die Enkelin der Queen.

Die Eröffnungsgala für «Das Zelt», zu der Adrian Steiner und seine Frau Cathrine Steiner jedes Jahr einladen, ist mittlerweile ein Anlass, bei dem nicht fehlen darf, wer sich zu den *very important persons* der Schweiz zählt. So war auch Hausi Leutenegger, der Lebemann, Golfspieler und Selfmade-Millionär, dabei. Als Vielbeschäftigter kennt Leutenegger den Wert seiner Zeit. Er ging in der Pause. Die Zeitungen haben ihn dann fotografiert, das Fernsehen hat ihn interviewt – kurz: Er war da. «Mission completed!», wie Leutenegger als Ex-Filmstar sagen würde. Eher presseschüchtern gab sich die Politikerin Chantal Galladé. Sie war, begleitet von Tochter Amélie, erstmals an der Gala. Sah sehr hübsch aus (Mikro-Mini-Kleid, High-Heel-Sandalen ohne Strümpfe), verzichtete aber auf den roten Teppich, nahm den Seiteneingang ins Zelt. Der Fotografen-Hype drehte sich um Sven Epiney und seinen Freund. Die Publicity dürfte das befeuern, was der *Blick* «blanken Schwulenhass» nennt. Es ist sicher nicht Schwulenhass, vielleicht nervt einfach, dass Epiney & Co. ihr Schwulsein so öffentlich zelebrieren.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Menschen sehr gut verstehen. Aber er hat ausgeharrt – trotz eines Unglücks, das ihn oft lange apathisch aus dem Fenster starren lässt. Dabei geht es ihm gut. Er weiss das, er sagt es sich immer wieder.

Allein diese Wohnung: Anja hat sich selbst übertroffen. So viel Liebe fürs Detail. Als die Umzugskartons drin waren, hat sie sich um alles gekümmert – was ihn sehr freute. Niemand kann so wunderbar Ordnung schaffen, niemand dekoriert so stilvoll, und niemand hat dieses Händchen für Gemütlichkeit. Und trotzdem fühlt er sich fremd. Sie sind schon seit ein paar Wochen da, ohne dass er angekommen wäre. Nach der alten Wohnung, die viel schlechter und kleiner war, sehnt er sich nicht. Nein, es ist verrückter.

Christian sehnt sich zurück nach seiner ersten Wohnung. Als er noch allein lebte. Ein Zimmer, so gross wie ein Schuhkarton, dazu ei-

ne Studioküche und ein winziges Bad. Es müffelte immer, das Chaos regierte – aber er hatte sein eigenes Reich. Es war grossartig. In diese Wohnung passte nur ein Einzelbett. Er dachte sich: Wenn ich mal beim Feiern eine kennenlerne und es ergibt sich was, schlafe ich halt bei ihr. Aber viel ergab sich eh nicht, der Typ war er nicht. Dann kam Anja – und sie schliefen beim ersten Mal zusammen in seinem Einzelbett. Als er morgens aufwachte, hatte er sie schon aus Platzgründen in seinem Arm liegen. Heute schlafen sie in einem grossen Designer-Ehebett und kehren sich dabei den Rücken zu. Manchmal wacht er nachts auf mit dem Gefühl, keinen Platz mehr in der Brust zu haben, nicht gut atmen zu können. Je grösser die Wohnungen werden, in die sie ziehen, desto stärker wird Christians Gefühl, überhaupt keinen Platz mehr zu haben.



## Unten durch Venus

Von Linus Reichlin

Alle Männer wollen jüngere Frauen, ich nicht! Ich bin 61 und will eine Frau, die morgens beim Aufstehen ächzt und nicht stöhnt. «Oh, mir tut wieder so das linke Knie weh!», soll sie sagen und nicht: «Lass uns nach dem Frühstück gleich tanzen gehen!» Vierzig Jahre lang habe ich meinen Frauen zuliebe ganze Nächte unter Discokugeln verbracht, ich habe mich von diesen beschissenen Stroboskopen anblitzen lassen, immer in der Angst, im nächsten Moment als zuckender Epileptiker auf der Tanzfläche zu liegen. Ich habe mich dazu herabgelassen, Frauen bei 120 Dezibel «Rivers of Babylon» ins Ohr zu brüllen: «Ich finde dich unglaublich anziehend, was hältst du denn vom neusten Roman von Heinrich Böll?!!!» Und sie brüllten zurück: «Was? Kann dich nicht verstehen! Musik! Laut!» Ich habe mich in den Tanzpausen durch das Schultermeer der anderen Discobesucher zur Bar vorgekämpft, um meiner Liebsten den Drink zu bringen, den ihre Freundin ihr empfohlen hatte, irgendwas mit «Sunrise» oder «Beach», und natürlich war Wodka drin, weil man den beim Küssen nicht schmeckt. Und wenn ich den Drink endlich in meinen Händen hielt, stiess ein eins neunzig grosser Serbe mit seinem gepanzerten Oberleib gegen mich und sagte: «Du hast verschüttet alles über mich, war Absicht?» – «Nein!», brüllte ich, aber ehrlich gesagt wär's mir lieber gewesen, wenn er mich krankenhausreif geprügelt hätte, dann hätte ich nicht mehr tanzen müssen.

Ich hasste «Stayin' Alive», ich hatte auch schon «A Whiter Shade of Pale» gehasst, und später hasste ich «What a Feeling» und «Thriller»: Wenn ich diese Musik im Radio hörte, begann mein Körper automatisch die einstudierten Tanzbewegungen zu machen, ich war ein vom Tanzen Traumatisierter, wie ein Vietnamveteran, der an einem Kindergeburtstag unter einem Tisch Deckung sucht, wenn ein Luftballon platzt. Musik, zu der man eng tanzte, hasste ich, vor allem, wenn es der erste Tanz mit einer Frau war. Denn dann musste ich mir auf die Unterlippe beißen, um keinen Steifen zu bekommen. Bei besonders heissen Frauen endeten solche Tänze immer mit viel Blut, die Frauen

>>> Fortsetzung auf Seite 66

sagten dann: «Mein Gott, hast du etwa Tuberkulose?» «Nein», sagte ich, «nur ein Problem mit der Hose.» Ich sagte es, weil es sich reimte, aber keine verstand je die poetische Absicht dahinter, die Tussen wollten immer nur weitertanzen. Schnelle Musik hasste ich, weil immer neben mir ein Afrikaner viel besser tanzte als ich, mehr aus der Hüfte heraus, und meine jeweilige Freundin merkte das natürlich und schrie mir ins Ohr: «Versuch mal, ein bisschen mehr aus der Hüfte heraus zu tanzen!» Wie oft habe ich nicht wie ein Wackelpudding aus der Hüfte heraus getanzt, nur um nicht wie ein verkorkster Brieltaubenzüchter zu wirken, sondern wie ein Afrikaner, der selbstlos seine Hüftgelenke ruiniert, um uns alle mit Lebensfreude zu erfüllen.

Aber jetzt ist Schluss damit! Mit meiner nächsten Freundin will ich am Samstagvormittag Sargmodelle besichtigen, und danach will ich mit ihr im Spa-Bereich eines Landhotels in einem weissen Bademantel Liege an Liege liegen und nur ab und zu «Schön!» sagen. Und dann sagt sie auch: «Schön!», und vielleicht fallen wir dann kurz übereinander her, das schliesse ich gar nicht aus. Es ist ein Irrglaube, zu denken, wer nicht tanzt, habe keinen Sex. In unserem Alter stimmt sogar das Gegenteil: Auf Kreuzfahrtschiffen für Pensionäre wird getanzt, bis das Schiff ins Schwanken kommt, aber wenn man nachher das Ohr an die Kabinentüren legt, hört man nur das Flattern der Gaumensegel. Um es auf den Punkt zu bringen: Ich möchte eine sexuell aktive Frau mit einer Arthrose der Knie- und Hüftgelenke. Das ist die Venus meiner Träume, und sie darf ruhig auch vermögend sein. Denn mir wurde in einer römischen Disco mal ein goldener Ring geklaut – da wären ein paar Millionchen ein kleiner Trost.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Nonplusultra an Genuss

Von Peter Rüedi

**M**anchmal geht unter Weinfreunden etwas vergessen: dass zu den besten Weinen Frankreichs, also der Welt, die von der Rhone gehören. Die von der nördlichen Rhone, von der Côte-Rôtie oder aus Hermitage, stehen etwa wie die weissen Condrieus noch eher im Glanz hochpreisiger Kostbarkeiten, während die von der südlichen Rhone etwas zu leiden haben unter der Welle der neuen Leichtigkeit: der zumal unter anspruchsvolleren Weintrinkern zunehmend verbreiteten Skepsis gegenüber alkohol- und körperreichen Weinen, zu denen nun mal die Spitzen-Crus von der Rhone Süd gehören. Also namentlich die aus der Appellation Châteauneuf-du-Pape. Dabei trennt gerade in diesem Kundensegment die Fähigkeit, zwischen gehaltvollen und pompösen Weinen zu unterscheiden, die Kenner von den Snobs.

Die besten Châteauneufs der besten Produzenten aus den besten Jahren sind Nonplusultras des Genusses. Meist unterschiedlich aus den in der Zone erlaubten dreizehn Sorten zusammengesetzt, von der fast reinen Grenache

des mythischen Château Rayas bis zum alle dreizehn Sorten berücksichtigenden roten Gesamtkunstwerk von Château de Beaucastel der Familie Perrin: schwergewichtig Grenache, Mourvèdre, Counoise, Syrah und Cinsault (30, 30, 10, 10 und 5 %), aber auch Anteile von lokalen Exoten wie Vaccarèse, Terret noir, Muscardin, Clairette, Picpoul, Picardin, Bourboulenc, alle handverlesen und separat vinifiziert. In der Aristokratie des Châteauneuf nimmt Beaucastel neben Rayas, Clos du Mont-Olivet, Domaine du Vieux Donjon, Clos des Papes und Vieux Télégraphe einen Spitzenplatz ein. Seit Mitte der siebziger Jahre nach biodynamischen Grundsätzen produzierend, gehören die Perrins zu den Pionieren, die beweisen, dass Biodynamie nicht notwendig «Kupfer-Wolle-Bast» hervorbringt, sondern, Könnerschaft vorausgesetzt, auch Spitzenweine, die nicht auf einen Weltanschauungsbonus angewiesen sind. Die von Beaucastel vereinigen Power mit Eleganz: dunkle Früchte, Pflaumen, reife Kirschen, barocke Fruchtsüsse; viel Würze, weisser Pfeffer, ein reicher Strauss provenzalischer Kräuter, etwas Leder, Kaffee. Eine Projektionsfläche für alle Launen, Einfälle und Anklänge des Trinkers. Laaanger Nachhall. Laaange Lebensdauer.

Die gleiche Handschrift verrät der kleine Bruder, der Coudoulet de Beaucastel (seine Reben trennt nur eine Strasse vom Châteauneuf-Land). Manche halten ihn für den besten Côtes du Rhône: tolle Fruchtbrillanz, grosse Tiefe, Konzentration. Schwarze Oliven, etwas Lakritze, Schokolade. Auf einem Niveau, auf das der eine oder andere Châteauneuf stolz wäre.

Château de Beaucastel Châteauneuf-du-Pape rouge 2015. 14,5 %. Divo, Givisiez. Fr. 86.– (Mitglieder Fr. 77.40). [www.divo.ch](http://www.divo.ch)

Coudoulet de Beaucastel Côtes du Rhône 2015. 14% Ebenda. Fr. 28.– (Mitglieder Fr. 25.20)



## Salz & Pfeffer

# Talent und Sinn für Humor

Von David Schnapp

**V**ergangene Woche gaben Anni und Reto Lampart bekannt, dass sie ihre Wirkungsstätte in Hägendorf SO verlassen, um etwas Neues in urbaner Umgebung anzu-

fangen. Das talentierte Gastro-Paar – er Koch, sie Pâtissière, Sommelière und Gastgeberin – hat zwei Jahrzehnte in einem malerischen Landhaus auf höchstem Niveau gekocht (2 Michelin-Sterne, 17 Gault-Millau-Punkte). Weil sich die Gastronomie gewandelt habe und weil er motiviert sei, sich nochmals zu verändern, sei Ende 2019 Schluss, sagt Reto Lampart. Mit einer Küche, die ein klassisches Fundament hat, aber nie in Traditionen erstarrt ist, hat der Restaurantunternehmer ein hohes Niveau gehalten.

Lampart kocht so, wie er auftritt, ein energischer, selbstbewusster und bodenständiger Mensch mit Humor. Lamm-Köfte mit Feta und Tomatensauce als Amuse-Bouche ist eher ungewöhnlich für ein Fine-Dining-Lokal, schmeckt aber ausgezeichnet. Dass er sich von der Welt inspirieren lässt, zeigt der kurz gebratene Kaisergranat mit Soba-Nudeln, eingelegtem Ingwer, Cashew-Nüssen und Dashi. Die schwierig zu handhabenden japanischen Aromen werden

hier gut in Balance gebracht. Seinen Sinn für Humor bringt der Fünfzigjährige beim «Kalbsbrustsandwich» ein. Das aromatische Fleisch wurde dreissig Stunden lang geschmort, hat einen kräftigen Geschmack und wird zwischen Scheiben von gebratenem Speckknödel eingeklemmt. Etwas Rettich, ein leichter Kalbsjus runden ein Gericht ab, das überraschend und gut ist.

Auch wenn Reto Lampart Koch und Pâtissier gelernt hat, die Desserts sind Anni Lamparts Hoheitsgebiet: Ein siebenschichtiges Schokoladentörtchen mit warmer flüssiger Schokolade, ein Becher mit Kurkuma-Eis, Passionsfrucht-Espuma, Mango, Banane, sowie einem Caramel-Tuile sprechen für exzellentes Handwerk und feines aromatisches Gespür.

Lampart's, Oltnerstrasse 19, Hägendorf. Tel. 062 209 70 60; sonntags und montags geschlossen. David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

## Kleiner Abenteurer

Der Suzuki Jimny ist legendär. Nun wurde der kultige Geländewagen aus Japan grundlegend erneuert. *Von David Schnapp*

Der neue Suzuki Jimny ist so ziemlich das coolste Auto, das man zurzeit fahren kann. Der kleine Geländewagen aus Japan wird dort seit 1968 verkauft und genießt mittlerweile auch in Europa Kultstatus. Der Jimny ist klein, leicht und doch ein vollwertiges Offroad-Fahrzeug. An diesen Grundwerten hat sich auch mit der neusten Auflage nichts geändert. Die äussere Form hingegen wurde geradezu revolutioniert. Jetzt sieht der Jimny aus wie eine miniaturisierte G-Klasse. Eine Erscheinung mit Humor, der Jimny sorgt jedes Mal, wenn ich mich ihm nähere, wieder für ein Lächeln.

Wie ein Würfel auf vier Rädern (mit einem prominenten fünften Rad als Reserve am Heck) – mit vielen Kanten und robust-rustikal aussehenden Kunststoff-Schutzteilen über den Radhäusern – wirkt der Jimny und ist so der Star auf jedem Parkplatz. Der Jimny ist zum neuen Flaggschiff der Marke Suzuki aufgestiegen und so populär, dass bereits Lieferengpässe gemeldet wurden.

Dabei ist der kleine Geländewagen, der auf der Basis eines starren Leiterrahmens «für kerniges Offroad-Vergnügen» aufgebaut ist, kein Lifestyle-SUV. Das heisst aber auch, dass der Jimny nicht in jeder Lebenssituation das perfekte Auto ist. Mit bloss 1210 Kilogramm Leergewicht ist der Jimny erstaunlich leicht und braucht deshalb auch keinen grossen, durstigen Motor. Der Platz in dem 3,6 Meter langen Kleinwagen ist limitiert: Zwei Personen reisen bequem mit Gepäck, bei vier Leuten bleibt nicht mehr viel Raum für Material.

### Zäh und robust

Bedingt durch die Konstruktionsweise und die konsequente Auslegung auf möglichst gute Leistung im Gelände, wirkt der Jimny im Alltag manchmal etwas holprig, wenn es über Hindernisse geht, und in Kurven neigt er sich wegen des hohen Aufbaus merklich zur Seite. Gekoppelt an ein 3-Gang-Automatikgetriebe mit Override-Funktion, stellt der Motor sein maximales Drehmoment erst bei 4000 Um-

drehungen zur Verfügung, das heisst auch, dass man bei Autobahngeschwindigkeiten relativ hochoberig fährt. Für Sicherheit und Komfort sorgen eine Klimaautomatik, ein modernes Navigationssystem, Abstandsradar oder Spurhalteassistent.

Im urbanen Nahverkehr ist der Jimny ein perfekter Begleiter: Die hohe Sitzposition verschafft einem den nötigen Überblick, die bescheidenen Aussenmasse machen das Auto entspannend handlich, und der kleine Wendekreis von zehn Metern hilft bei Manövern im städtischen Umfeld. Und natürlich ist der Jimny eine kleine Macht im Gelände, was ich mangels Gelegenheit im erwähnten städtischen Umfeld nicht selber ausprobieren konnte. Aber die Erfahrung vertrauenswürdiger Kollegen und die technischen Möglichkeiten mit Untersetzung und Differenzialsperre sprechen dafür, dass der kleine Abenteurer aus Japan sich abseits der Strasse zäh und robust verhält.

Insgesamt ist der Suzuki Jimny ein charmanter Aussenseiter und kein Fahrzeug wie jedes andere. Genau das macht ihn auch zum coolsten Auto, das man zurzeit fahren kann.

### Suzuki Jimny Compact Top

Leistung: 102 PS/75 kW; Hubraum: 1462 ccm;  
Max. Drehmoment: 130 Nm (bei 4000 U/min)  
Verbrauch: 6,8 (7,5) l/100 km; Höchstgeschwindigkeit:  
145 (140) km/h; Preis: ab Fr. 21 990.–;  
Testwagen: Fr. 27 490.–

# «Die Weltwoche, Switzerland's leading German-language opinion weekly»

**The Washington Post**

Abonnieren Sie jetzt.

## Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



## Zurück in die Zukunft

Der neue Turbobenziner von Fiat bietet Crossover-Fahrspass und elegantes italienisches Design. *Von Gabriel Lotti*



*Komfort und Sicherheit:* Fiat 500X.

Der Fiat 500, wer kennt ihn nicht? Diese über sechzigjährige italienische Erfolgsgeschichte? Der kleine, wirblige «Rucksack», wie man ihn liebevoll nannte, verfügte zu Beginn über etwa 13 PS. Da die Gänge damals noch nicht synchronisiert waren, bestätigte das Getriebe den Gangwechsel mit für unser heutiges Verständnis eigenartigen Geräuschen. Sein unverwechselbares Design verlieh dem italienischen Verkaufsschlager schon damals einen Charme, der bis heute anhält.

Im Jahre 2007 erlebte der Fiat 500 aus dem Turiner Hause sein Comeback: Das Design blieb bestehen, auch wenn er ständig weiterentwickelt und familientauglich gemacht wurde. Die Erweiterung der 500er Familie folgte im Jahre 2014, als der 500X in Paris als Mini-SUV vorgestellt wurde.

### Kräftig und geräumig

Die neue Modellgeneration des 500X steckt voller innovativer Technologie. Das neue Info-

tainment-System bietet mit dem modernisierten Uconnect 7" HD Live ein Höchstmass an Konnektivität, dazu einen 7-Zoll-Touchscreen (17,8 cm) sowie Apple Carplay oder Android Auto von Google. Dieses habe ich besonders geschätzt, als ich mich in Bad Homburg bei der offiziellen Präsentation verfahren habe. Ich hatte das Vergnügen, den Einlitermotor zu testen. Mit 120 PS und drei Zylindern ausgestattet, macht der Wagen nicht nur in der Stadt Spass, sondern auch auf längeren Überlandstrecken sowie auf Autobahnen. Zudem wird der neue 500X auch mit 1,3-Liter-Firefly-Motor mit 150 PS angeboten. Der Diesel darf natürlich auch nicht fehlen, hier kommen die 4x4-Fans mit 2,0 Liter und 150 PS voll auf ihre Kosten.

Komfort und Sicherheit spielen bei allen drei neuen Ausstattungsvarianten eine wichtige Rolle. «Urban» bezeichnet die Lifestylebetonte Version, mit 3,5-Zoll-Bildschirm-diagonale, Tagfahrlicht und Rückleuchten in LED-Technologie, in Wagenfarbe lackierter

Armaturentafel und Analog-Rundinstrumenten für Tacho und Drehzahlmesser sowie weiteren serienmässigen Features. Die Modellvarianten «City Cross» und «Cross» stehen für Abenteuer bereit.

Beim «City Cross» fallen serienmässig der neu gestaltete Unterfahrschutz, die 17-Zoll-Leichtmetallräder, Nebelscheinwerfer, Klimaautomatik, Parksensoren sowie die in Wagenfarbe lackierten Abdeckkappen der Aussenspiegel auf. Ebenso steht das Infotainment-System Uconnect 7" HD Live zur Verfügung, in welcher das Navigationsgerät direkt integriert ist. Bei der Modellvariante «Cross» sind serienmässig Tagfahrlicht und Rückleuchten als LED verfügbar sowie Rückfahrkamera, Licht- und Parksensoren, Dachreling und getönte Scheiben. Mit 18 Zoll sind die Leichtmetallräder leicht grösser als beim «City Cross». Der neue Fiat 500X überträgt Designelemente der «alten» Fiat-500er Familie auf einen Crossover und wirkt als Kompakt-SUV gleichzeitig kräftig und geräumig – insgesamt ein sehr positiver Auftritt.

### Marchionnes Vermächtnis

Der Fiat-Konzern hat sich grundsätzlich zu einer nachhaltigen Zukunft verpflichtet. Die modular aufgebauten Turbobenziner und Turbodiesel mit SCR-Katalysatoren läuten eine neue Ära der Motorentechnologie ein. Trotz niedrigem Verbrauch realisieren die Motoren eine hohe Leistung. Dabei wird auch die neue Emissionsnorm Euro 6d-Temp erfüllt.

Innovationen waren im Konzern nötig. Sergio Marchionne, im Sommer 2018 in Zürich gestorben, war nicht nur Italiens renommiertester Manager, sondern vor allem ein Visionär. Als er 2004 an die Spitze von Fiat kam, sanierte er den Turiner Grosskonzern und dessen Tochter Ferrari mit Kompromisslosigkeit und teilweise unkonventionellen Ideen. Beide Firmen richtete er neu aus, er baute die Bürokratie ab und halbierte die Entwicklungszeiten für neue Modelle. Sein wohl grösstes Vermächtnis ist die Schuldenfreiheit der Gruppe, verkündet im Juni 2018.

### Fiat 500X

Hubraum: 999 cm<sup>3</sup>; Leistung: 120 PS; max. Drehmoment: 190 Nm (bei 1750 U/min); 6-Gang-Schaltgetriebe; Frontantrieb; Verbrauch: 61/100 km; Preis: ab Fr. 21 990.–



Tamaras Welt

## Seinen Körper lieben, aber

Unternehmen binden vermehrt XXL-Damen in ihre Werbung ein und deuten damit an, dass Adipositas schön und normal ist. Das ist sie nicht. Vor allem ist sie ungesund. Von Tamara Wernli

Viele populäre Bewegungen beginnen im Kern mit etwas Sinnvollem, das war auch bei der Body-Positivity-Bewegung so. Anfangs war sie gestartet als Protest gegen Models, die aussahen, als würden sie sich von einem Salatblatt (ohne Sauce) am Tag ernähren, und gegen den Schönheitswahn im Allgemeinen. Man wollte erreichen, dass Körper, die vom gängigen Schönheitsideal abweichen, normalisiert werden und eine Vielfalt an Körpertypen in Werbung und Magazinen gezeigt wird.

Das ist sinnvoll und richtig – und Unternehmen wie Dove setzen es grossartig um. Wir haben alle unterschiedliche Figuren, und wenn diese in Werbekampagnen einbezogen werden, fühlen sich mehr Leute repräsentiert. Auch halte ich es grundsätzlich für etwas Gutes, seinem Körper mit Akzeptanz zu begegnen und zu sagen: Ich bin mit meinem Aussehen zufrieden. Durch etwas Disziplin und Sport auf sich zu achten, ist gesundheits halber wichtig, aber für Übergewicht oder Orangenhaut sollte man sich nicht schämen. Mit fortschreitendem Alter pflege ich heute eine versöhnliche Beziehung zu meiner Cellulite und investiere mein Geld lieber in eine schöne Handtasche statt in wirkungslose Cremes. Sowieso sollten wir uns alle weniger darum kümmern, was andere über uns denken.

Irgendwo zwischen Feminismus, Selbstbestimmung und Detox-Saftkur ist die Body-Positivity-Bewegung dann falsch abgelenkt. Aktivistinnen erklärten: Egal, wie dick, adipös und ungesund – jeder Körper ist schön, jeder Körper gehört gefeiert. «Wir möchten fette Körper sehen, alle Arten von Körpern, auf dem Cover von Mainstream-Medien», dröhnt die Kampfansage in einem Video. Also begannen Mainstream-Medien, sehr stark übergewichtige Menschen in Lingerie und Badeanzug zu

zeigen, mit Fotostrecken, auf denen Hängehaut und absackende Fleischschichten prominente Repräsentation fanden. Früher verpönt, wird das Vorführen seiner intimen Makel heute vor allem in «progressiven» Kreisen beklatscht. *Cosmopolitan* hievte XXL-Model Tess Holliday in Unterwäsche aufs Cover. Der Rasierer-Hersteller Gillette postete jüngst auf Twitter ein Foto mit XXL-Youtuberin Anna O'Brien im Bikini. Darunter stand: «Venus möchte schöne Frauen mit allen Körperformen, Grössen und Hauttypen repräsentieren, weil es alle Arten von schöner Haut verdienen, gezeigt zu werden.»

Ich mag die 34-jährige Anna. In ihren Videos spricht sie humorvoll, manchmal traurig, über ihre Erfahrungen mit starkem Übergewicht, über Eigenliebe, Diäten. In den vergangenen Jahren hat sie immer wieder ab- und zugenommen, sie habe 25 Jahre lang Mühe gehabt, ein Sportprogramm durchzuziehen. Jetzt ist sie Botschafterin einer Plus-Size-Sportmarke. Das Übergewicht sei ihr egal, schreibt sie in einem Blog. Sie führe ein gesundes Leben ohne Krankheit. Sie ist authentisch und sympathisch.

Und doch schreibe ich jetzt etwas Unpopuläres: Annas Körper sieht nicht gesund aus. Und nein, Gillette, ihre Haut ist nicht schön. Nicht auf dem Gillette-Foto im Meer, nicht auf dem Times Square, wo sie vergangenes Jahr im Bikini und unter grossem medialem Applaus posierte. Das ist kein *fat shaming*, sondern Realität.

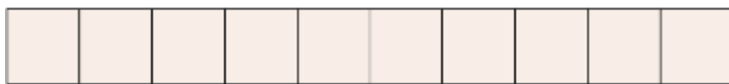
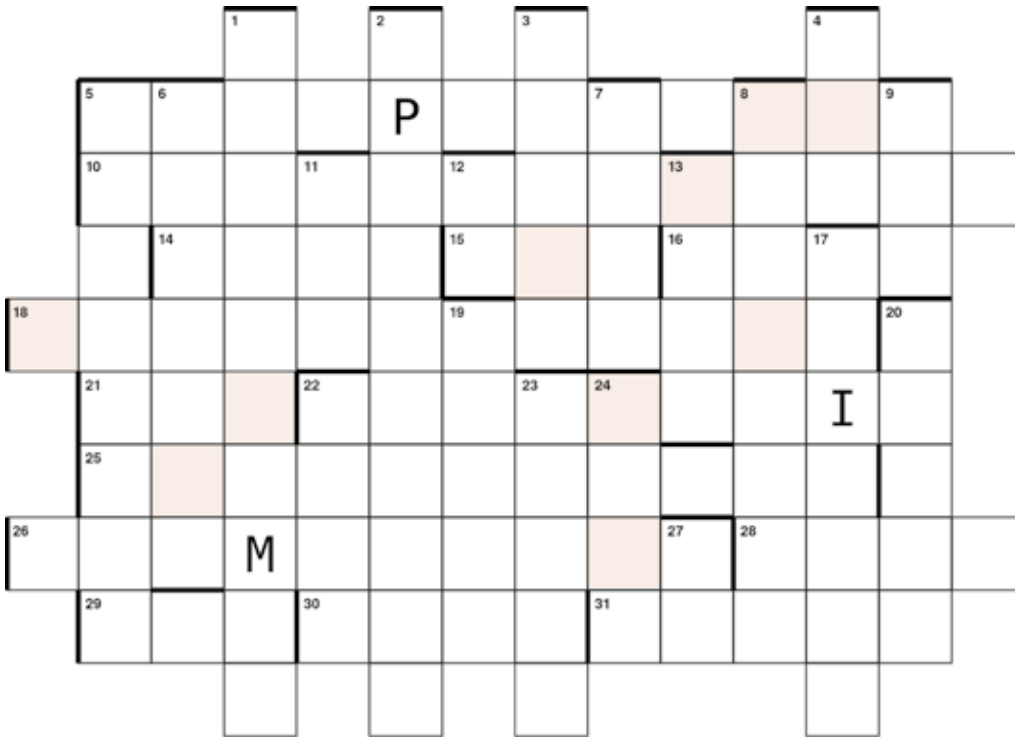
Natürlich sind nicht alle Plus-Size-Models stark übergewichtig, und gewiss können sie Bademode präsentieren. Aber L/XL und XX(X) L – das ist ein Unterschied, bei Letzterem ist die gesunde Grenze überschritten. Leute wie

Anna fühlen sich angeblich wohl mit ihrem Körper, stellen ihn auf Bikinifotos zur Schau. Die grosse Mehrheit der stark übergewichtigen Menschen aber schämt sich und versteckt sich, und diese Bilder ändern daran nicht viel, wie eine an Adipositas leidende Bekannte mir erklärt. Ist es wirklich eine Errungenschaft, als fettleibige Person im Bikini auf dem Times Square zu posieren? Oder im Body auf der *Cosmopolitan*?

Jeder soll sich so wohl fühlen, wie er ist. Und manche Menschen haben keinen Einfluss auf ihr Gewicht, egal, wie viel Sport sie treiben und Spinat-Smoothies sie trinken. Ohnehin kann man oft nicht wissen, was für eine Geschichte hinter einer Person steckt. Indem Unternehmen und Medien aber stark übergewichtige und ungesunde Menschen in ihren Kampagnen prominent bewerben, suggerieren sie, dass dieses Übergewicht normal und gut ist. Aber Adipositas ist weder gut noch schön oder bewundernswert. Vor allem ist sie ungesund. Vier Millionen Menschen sterben deswegen jährlich weltweit. Wie das *New England Journal of Medicine* schreibt, hat sich die Zahl seit 1980 mehr als verdoppelt. Immer mehr Kinder sind betroffen. Übergewicht und Adipositas sind Risikofaktoren für zahlreiche Krankheiten wie Herz-Kreislauf-Probleme, Diabetes und Krebs.

Ich bin für Diversität bei Körpertypen in der Öffentlichkeit, aber ich bin auch für Ehrlichkeit. Wenn wir an einen Punkt gelangen, wo Menschen mit XXL-Übergewicht eingeredet wird, dass sie ihre Pfunde kritiklos lieben sollten, dann verliert der Aktionismus seine gesunde Balance. Diese Art von Body-Positivity ermuntert Menschen dazu, nichts an sich zu ändern. Das Problem schönzureden, kommt niemandem zugute, und ich bezweifle, dass viele Menschen, die wegen ihres Körpers leiden, sich dadurch besser fühlen. Ein Twitter-User hat zum Gillette-Bild geschrieben: «Ich bin selbst übergewichtig. Ich brauche keinen, der mich auslacht, aber auch keinen, der mich dafür bewundert.»

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



**Lösungswort** — Bübchen nach Glacéexzess

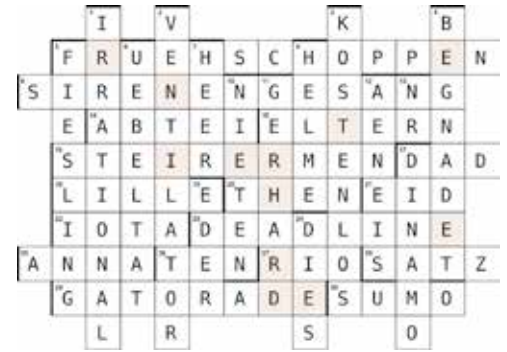
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **5** Michelangelos David stellt seines – endlich Verdikt – zur Schau und der Venus von Milo kam mehr als einer abhanden. **10** Breites Grinsen darauf belustigt die Kleinen und sorgt bei Coulrophoben für Alpträume. **14** Amor no correspondido führt oft dazu, Konsonantenverdopplung hingegen andernorts zu etwas wie per carità! **15** IT-Riese aus Armonk war Sujet von Eiglers Nanokunst. **16** Himmelsblau ist namensgebend für die französische Riviera. **18** Helfen gegens Vergessen, helfen gegens Vergessen. **21** Elektronisches Flüstern: ermöglicht bspw. kontaktloses Bezahlen. **22** Regulierte Anarchie alias egalitäre Konsensdemokratie auf Fachchinesisch; ist nur sprachursprünglich kopflos. **25** Lassen wir die Katze aus dem Sack: etwas wie «Lassen wir nicht in den Sack!» **26** Kann man sich das Gehirn, auch ohne sich wörtlich den Kopf zu zerbrechen. **28** Ehemaliges Koch-Plattenlabel währt für Michele ewiglich. **29** Lateiners Löwin liefert alle Zutaten fürs englische Gerstengertränk. **30** Eini chunt vo Adelbode her, eine andere sitzt auf dem Thron von Albion. **31** Zylindrischer Behälter mit massig Platz für zehntausend Tafeln Schokolade.

**Senkrecht** — **1** Als number system das Dutzend als Basis nutzend. **2** Sie legt absichtlich Atempausen beim Tauchen oder unwillentlich Verschnaufpausen beim Schnaufen ein. **3** Eingangs carpeted Vollkontaktsport, sprichwörtlich «a ruffian's game played by gentlemen». **4** Ermöglicht, interjektionell gebraucht, Zitierenden, Verantwortung für Rechtschreibfehler der Quelle zuzuteilen. **5** Nicht-parallele Seiten eines Trapezes + ... **6** ... Bambis frecher, langohriger Gefährte = Superwitz mit integriertem Rabenopa. **7** Modernisierter Name des Bruders des sagenhaften Romgründers, hilft beim Steuern der barca. **8** Potentielle Frühkinderstuben aus Hühnermens und Klausen. **9** Grösster Flughafen Europas (IATA-Code) wird mit Wechsel beim Letzten zum grössten Teilchenbeschleuniger der Welt. **11** U.a. daran – mit h auch mit – fehlt's gentleman of the four outs. **12** Giovanni é d'accordo, für Andrew rückwärts existentiell. **13** Mens, dieso, residiert laut Juvenal im gesunden Körper; ist mit bel heilbar. **17** Solche Partien und Entscheidungen werden von unsicheren Sängern beziehungsweise harmoniebedürftigen Verhandlern genossen. **19** Tauglichkeitsermittler, mittig im Westen der Osten. **20** Hält übermütigen Wauwau zurück und trocknende Wäsche hoch. **22** Beschreibt oraler folgende Phase und wird z.B. von der abuela zum Nekiirts benutzt. **23** Richtungsweisend oder flugreisend und zu 4/5 käuflich. **24** Altes Brot ist's bekanntlich nicht. Keines ist's! **27** Giovanni (von 12 Senkrecht) ha cambiato la sua opinione.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 612**



**Waagrecht** — **5** FRUEHSCHOPPEN **9** SIRENENGESANG: Am ersten Mittwoch im Februar ist Sirenentest. **14** (ABT)EI **15** ELTERN **16** (STEIR)(ER)(MEN) san very good von «Die Stoakogler» **17** DAD: engl. Papa **18** L(ILL)E **20** (Now and) THEN: engl. ab und zu **21** EID(genosse) **22** IOTA: Namensgeber des Jot. **23** DEADLINE **25** ANNA von Hannah = Huld **26** TEN = engl. zehn: binär 10 = dezimal 2, 10-4 = Roger beim Funken **27** RIO(ja): rio = span. Fluss **28** SATZ **29** GATORADE: Tönt wie gator-aid. **30** SUMO

**Senkrecht** — **1** IRRATIONAL: Pi ist eine irrationale Zahl. **2** (VENTIL)ATOR **3** (KOSTEN)(LOS) **4** BEGNADET: «Beg» in «Begabt», «na» in «natürlich» und «Det» in «Detail» sind kursiv geschrieben. **5** FIESLING: sed s/F/R/ ersetzt erstes F durch R und macht daraus Riesling. **6** UEBELTAT **7** HEER: Anagramm von Rehe **8** HELME **10** NIETEN **11** GERHARD (Schröder): Anagramm von «grad her» **12** AENEIS: Siena (rückwärts ohne zweites E) **13** NR: Abkürzung für Nummer **17** DINAMO **19** Meister EDER und sein Pumuckl **24** DIES (und das)

**Lösungswort** — **RENTIERHERDE**

Hilfreiche Tipps und die Auflösung dieses Rätsels finden Sie auf:  
[www.raetselfactory.ch/weltwoche.html](http://www.raetselfactory.ch/weltwoche.html)

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# ROLEX

## LADY-DATEJUST

Als Synonym für zeitlose Eleganz und Raffinesse, ausgestattet mit der einzigartigen Technik und den neuesten Entwicklungen von Rolex, hebt die Lady-Datejust ihre klassische Schönheit auf ein neues Niveau. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST

---

# BUCHERER

1888

*bucherer.com*